Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreiundzwanzigster Jahrgang

Nr. 40 Marburg i. H., den 30. September **1909**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Vorsehung — Die Bedeutung der Autorität für das persönliche Christentum. Erste Hälfte — Jesus und Paulus. Zweites Stück — Gustav Adolf-Arbeit einst und jetzt — Die Theologie der Christlichen Welt in Laienbeurteilung — Verschiedenes: Die Neuregelung von Lehrfragen in der Preußischen Landeskirche; Zu dem Artikel: Jesus „ein Gott"?; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Vorsehung

„Wider alle Fährlichkeiten beschirmet und vor allem Uebel behütet und bewahret."

So haben wir es als Kinder gelernt und haben es auch allermeist gläubig ohne Zweifel nachgesprochen. Wir waren ja wirklich wider alle Fährlichkeit beschirmt und vor allem Uebel behütet und bewahrt worden; wir wurden es erst recht, wenn wir etwa krank waren, denn dann lagerte sich Vatersorge und Mutterliebe mit doppelter Zärtlichkeit und Treue um uns. Wir hatten es erfahren, was Luther im Katechismus bekennt; und über den Kreis der eigenen Erfahrung ging unser Denken noch kaum hinaus.

Und doch wird schon Kindern dieser kindliche Glaube getrübt. Ein kleines dreijähriges Mädchen betet, von der Mutter angeleitet, täglich für seinen schwer verletzten Spielkameraden. Heute Morgen hat es noch gebetet, der liebe Gott möge dies Bübchen zuerst vor allen anderen Kranken gesund machen. Da hört es, sein kleiner Kamerad ist doch gestorben. Das macht ihm schwer zu schaffen. Plötzlich hält es in seinem Kinderspiel inne und läuft zur Mutter: „Böser lieber Gott hat liebes Bübchen doch nicht heil gemacht!"

Und wir Erwachsenen, was sollen wir dazu sagen? So viel unser Blick weiter und tiefer reicht, als der eines Kindes, so viel mehr und größeres Unglück und Herzeleid sehen wir auf Erden; und je älter wir werden, um so unverständlicher wird uns jener leichtmütige Optimismus, der fröhlich und unverzagt, als könne es nicht anders sein, in Gott den vorsichtigen Versorger der Menschen sieht.

Sollen wir denn aufhören, jenen Katechismussatz zu bekennen? Nein, aber wir sollen anfangen ihn recht zu begreifen, ihn als einen Glaubenssatz zu verstehen. Anders hat ihn ja auch sein Verfasser nicht gemeint. Er kannte doch die Welt, dies „Jammertal", viel zu wohl, um nicht zu wissen, daß unser Leibesauge überall schmerzlichen und grausamen Widerspruch gegen Gottes Hut und Vorsehung sieht. Hatte er doch selber in seinem Wirken so manche herbe Enttäuschung erfahren, hatte er doch selber ein heißgeliebtes Kind mit blutendem Herzen, mit bitteren Tränen ins Grab gelegt. Er wußte wohl, daß er mit jenem Wort nichts Selbstverständliches sagte; und er bekennt mit seiner wunderbaren, einfältigen, kindlichen Demut, daß er selber, der alte Mann, der Doktor der Theologie, noch täglich an seinem Katechismus lernen müsse.

Wie nun? sollen wir sagen: Der Katechismussatz von Gottes Hut und Vorsehung bezieht sich nur auf die Seele? Aermliche Ausflucht eines feigen, mutlosen Halbglaubens! Kommt nicht unsere Seele auch in große Nöte, in schwere Versuchungen? Und sollten wir wirklich meinen, Gott wäre das Körperliche zu gering; er kümmere sich nicht darum, wenn ein junges Menschenknösplein vor dem Aufblühen geknickt, oder ein Mann in der Fülle seiner Kraft plötzlich dahingerafft wird? Und wo liegt die Grenze zwischen Leiblichem und Seelischem: ist es nicht für Vater und Mutter bitterste Seelenqual, härteste Glaubensprüfung, wenn ihnen durch bösen Unfall das geliebte Kind geraubt wird?!

Nein, fern sei uns jene kümmerliche Ausflucht mutlosen Halbglaubens. Es ist der ganze Glaube, um den wir mit heißem Bemühen ringen, der Glaube, daß wir ganz, mit Leib und Seele, immer in Gottes Hand stehen. Aber freilich, es muß Glaube sein an den Unsichtbaren und das Unsichtbare; es muß Ergebung sein in Gottes Willen, der heilig und gut ist, auch wenn wir ihn nicht verstehen; es muß eine Ahnung sein von unserm überzeitlichen ewigen Ziel, und ein geduldiges Vertrauen, daß Gottes Vorsehung erst in der Ewigkeit uns Menschenkindern verständlich wird.

Aus dem Alten Bund hören wir das schöne Wort: Es ist besser, in Gottes Hand fallen, als in Menschenhände. Wollen wir nicht sprechen: Es ist besser, unter Gottes unerforschlicher Vorsehung stehen, als unter blindem Zufall? Es ist doch wahrlich trotz allem Unverständlichen und Sinnlosen, das für Menschenurteil oft im Menschenschicksal liegt, ein unendlich trostreicher Gedanke, daß wir jederzeit in Gottes Hand stehen. Wie soll anders ein denkender Mensch nach schwerem Unfall wieder Mut zum Leben gewinnen? Wie soll anders eine Mutter, der das einzige geliebte Kind genommen ist, wagen sich wieder ein Kind zu wünschen? Und wenn es ihr beschert ist, wie soll sie ruhig und getrost ihrem Liebling leben, wenn sie nicht weiß, daß sie und er, daß Beider Leben in Gottes Vaterhänden ruht?!

Und nun sehen wir von diesem festen Boden des Glaubens an Gottes väterliche Vorsehung noch ein Mal in das weite Land der Erfahrung. Werden wir nun nicht auch in der Erfahrung unzählige Beweise göttlicher Vorsehung sehen? Wird es uns nicht überwältigend deutlich werden, von welcher Unsumme von Gefahren wir täglich und stündlich umgeben sind und werden gnädig errettet? Aber doch: nicht auf diese sichtbaren Errettungen wollen wir bauen, so gewiß wir für sie danken; das letzte Wort behält der Glaube, der in Freud und Leid, im Leben und im Sterben sich in Gottes Hand ewig geborgen weiß.

H S

Die Bedeutung der Autorität für das persönliche Christentum

Die Bedeutung der Autorität für das persönliche Christentum: man kann in doppeltem Sinn davon reden. Man gibt entweder ein Stück religiöser Volkskunde und beschreibt, wie groß tatsächlich der Umfang dessen ist, was auch evangelische Christen bloß auf Autorität hin, auf Treu und Glauben für wahr und richtig halten. Oder man sucht durch eine dogmatisch-

ethische Untersuchung festzustellen, ob und in wie weit die Beugung unter religiöse und sittliche Autoritäten berechtigt und notwendig ist. Das Letztere ist unsere Absicht. Man wird annehmen dürfen, daß eine derartige Untersuchung für die Gegenwart von besonderem Interesse ist. Die katholische Kirche ist die Kirche der Autorität in einem ganz besonderen Sinn. Daß sich der Christ kirchlich-religiösen Autoritäten zu unterwerfen habe, ist dort allseitig zugestanden. Aber was für ein Kampf hat sich nun über die Frage erhoben, wie weit die Zuständigkeit der kirchlichen Autorität reiche! Wie vielfach hören wir die Klage, daß die kirchlichen Autoritätsansprüche in einer nachgerade völlig unerträglichen Weise gesteigert werden. Die evangelische Kirche sieht sich von einer modernen Strömung und Stimmung beargwohnt, die aller autoritativen Begründung von Ueberzeugungen und Normen grundsätzlich feind auch das positive Christentum als bloße Autoritätsreligion geringschätzig beurteilt. Und dieser mehr wissenschaftlich sich gebärdenden Strömung gesellt sich ein religiöser Individualismus zu, der erst recht keine andere Quelle religiöser Ueberzeugung gelten läßt, als die ganz persönliche Erfahrung, ja Stimmung des Einzelnen. Grund genug, der Frage nach dem Recht religiös-sittlicher Autoritäten, der Frage, ob sie für das persönliche Christentum wirklich entbehrt werden können, ernsthaft nachzudenken.

1

Wir gehen am besten von einem Satz aus, in dem evangelische Christen der Gegenwart im wesentlichen einig sein dürften: Es ist uns unmöglich, zwingende Autoritäten anzuerkennen d. h. solche, die gegen eigene Ueberzeugung und eigenes Gewissen zur Annahme von Glaubenswahrheiten und sittlichen Normen zwingen wollen. Es ist für unser Gefühl eine unerhörte Zumutung, daß der Einzelne irgend einer Autorität zu lieb das Opfer des Verstandes zu bringen habe, gleichgiltig, ob man die Annahme der päpstlichen Unfehlbarkeit einem Bischof Hefele zumutet, der den Widerspruch dieses Glaubenssatzes mit Schrift, Tradition und Vernunft klar erkannt hat, oder ob man das Für-wahr-halten des Sechstagewerkes einem Naturwissenschaftler zumutet, der den Beweis dafür in der Hand hat, daß diese Welt nicht in sechs Tagen geworden ist. Noch schlimmer empfinden wir die Vergewaltigung des Gewissens. Wer das sittlich Unberechtigte des Zölibatsgesetzes erkannt hat, der mag sich zwar der äußeren Ordnung unterwerfen, kann sich aber von Niemand, es sei wer es sei, zumuten lassen, den Zwangszölibat als sittlich notwendig anzuerkennen. Und wer die Mitarbeit an den großen Kulturaufgaben der Menschheit als sittliche Pflicht erkannt hat, wie könnte der sich durch Bibelworte oder Machtsprüche einer anders gerichteten Frömmigkeit davon zurückhalten lassen? Autoritäten, die das Opfer des Verstandes und Gewissens fordern, sind für uns unannehmbar.

Freilich menschlicher Scharfsinn sucht auch solche Opfer annehmbar zu machen. Er zeigt, warum man sich auf eigenes Denken und Wollen nicht verlassen dürfe. Da redet man von einer unheilvollen Verderbnis der menschlichen Geisteskräfte. Das verderbte Denken führe von der Wahrheit ab, der verderbte Wille verhindere gerade die Erkenntnis und Tat des Guten. Diesen Geisteskräften sich anvertrauen, heiße gerade sich dem immer währenden Irrtum ausliefern. Darum hat Gott eine unfehlbare Autorität geschaffen. Das ist der Petrus, für dessen Glauben der Herr gebetet hat, daß er nicht aufhöre, oder die Schrift, die in ihrem buchstäblichen Bestande Gottes Wort ist und bleibt. Wider solche Autorität sich aufzulehnen, das ist die Grundsünde, ist nichts als die hochmütige Erhebung des kleinen Menschengeistes gegen Gottes Geist und Ordnung, zugleich der vergänglichen Einzelvernunft gegen die alle Welt durchwaltende Gesamtvernunft.

Man wird zugeben müssen, daß die straffe Aufrichtung einer alles Einzeldenken und Wollen überwindenden Autorität praktisch sehr bedeutsam ist. Es wird dadurch ein einheitlich geschlossenes Verhalten von Millionen auf einer angeblich sicheren Grundlage ermöglicht. Auch ist solche zwingende Autorität nicht bloß für die Gedankenlosigkeit annehmbar, die bereit ist, auch jetzt schon jedes erst künftig aufzustellende Dogma blindlings zu glauben. Solche Autorität ist vielmehr zu allen Zeiten namentlich auch denen annehmbar erschienen, die mit Gott und der Welt zerfallen, skeptisch geworden gegenüber allem Wahrheitsstreben, sich in müder Resignation zu einer allein seligmachenden Doktrin geflüchtet haben. Aber für uns ist solcher Ausweg ungangbar. Wir wollen gar nicht erst von praktischen Bedenken reden. Zu deutlich zeigt die Geschichte der Christenheit die Gefahren, welche die Ueberspannung der Autoritätsforderung mit sich bringt. Immer enger wird der Kreis, in dem noch eine selbständige Betätigung möglich ist, immer übermütiger das Gebahren der Unfehlbaren. Das Ende müßte, wenn die heilsamen Gegenwirkungen ganz ausblieben, der völlige Stillstand des eigenen Denkens und Wollens sein. Uns ist es einfach unmöglich, die beiden Grundvoraussetzungen jener zwingenden Autorität uns zu eigen zu machen. Der menschliche Verstand hat Gewaltiges geleistet und seine Aufstellungen sind durch Experiment und praktische Brauchbarkeit glänzend bestätigt worden. Die menschliche Vernunft hat die Gedankengebäude eines Plato und Spinoza und hat den Faust hervorgebracht. Eine Seelenkraft, die das fertig bringt, verdient zum mindesten kein grundsätzliches Mißtrauen; ganz zu geschweigen der sittlichen Leistungen von Männern, die aus ihrem eigenen Gewissen heraus den Mut hatten, sich gegen angeblich völlig unfehlbare Autoritäten aufzulehnen. Andererseits, woher soll ein zureichender Beweis kommen für Dasein und Recht von Autoritäten, die unser Eigenstes vergewaltigen wollen? Welche Wunder und Zeichen, welche Tüfteleien und Leistungen wären imstande, uns den Zweifel an ihrer Irrtumslosigkeit und Giltigkeit zu benehmen? Und doch sind Verstandesbedenken noch nicht einmal entscheidend. In erster und letzter Linie um des Gewissens willen ist uns die Unterwerfung unmöglich. Wir kennen die Pflicht der intellektuellen Redlichkeit. Mag unsere Ueberzeugung objektiv angesehen zehnmal falsch sein, so lange wir sie subjektiv haben müssen, wäre ihre Verleugnung nicht löbliche Unterwerfung, sondern unsittliches Tun. Ebenso wenig können wir unser Gewissen an fremde Autoritäten ausliefern. Es ist denkbar, daß Jemand das ängstliche Sorgen auf lange hinaus für Pflicht hält. Möglich, daß ein Wort Jesu oder sonst ein eindrucksvolles Vorbild ihm das Gewissen umgestaltet, dann ist es gut. Aber solange sein Gewissen redet, wie es jetzt noch redet, kann er als gewissenhafter Mensch nichts anderes tun, als ihm gehorchen. Es hat ein Papst das berühmte Wort gesprochen: Non possumus, wir können nicht. Wir können ihm und seinen Ansprüchen und allen ähnlichen Ansprüchen zwingender, vergewaltigender Autoritäten auch nichts anderes antworten als ein unzweideutiges Non possumus, es geht nicht.

2

Ist es dann nicht das Gegebene, jede Art von Autorität auch in religiösen Dingen abzulehnen? Das scheint nicht Wenigen schon aus wissenschaftlichen Gründen nötig zu sein. Autoritätsglaube ist, ganz allgemein gesagt, Annahme einer Ueberzeugung oder Norm um des willen, der sie vertritt. Aber um eines Andern willen etwas anzunehmen, ist völlig unwissenschaftlich. Kann doch die Wissenschaft nur das anerkennen, was sich als denknotwendig oder als Erfahrungstatsache erweist. Sie beginnt gerade damit, daß sie allen autoritativ überlieferten Ueberzeugungen mißtraut und die Punkte sucht, wo jeder vernünftig denkende und mit gesunden Sinnen ausgestattete Mensch zustimmen muß. So müßte es, meint man, auch für religiöse Ueberzeugungen, sollen sie nicht für bloße Einbildungen gehalten werden, unanfechtbare Vernunftgründe oder unbestreitbar beweisende Erfahrungstatsachen geben. Was sich auf solche Weise nicht legitimieren läßt, ist abzuweisen. Was dadurch legitimiert wird, dafür braucht man keine Autorität, denn es ist ja vernunft-notwendig. Mögen darum Autoritäten immerhin eine relative Berechtigung haben teils in ihrer Unentbehrlichkeit für den großen Haufen, teils als Wegweiser für den Forscher, so bedarf doch der durchgebildete Christ ihrer nicht. Der Glaube an das Dasein Gottes oder an die jenseitige Welt, die Ueberzeugung von der verpflichtenden Macht und von dem Inhalt des Guten und manches Andere ist vernunftnot-

wendig, mag nun die theoretische oder die praktische Vernunft hierbei ausschlaggebend sein. Geht man über dieses Gebiet hinaus, so gerät man unfehlbar in das unkontrollierbare Phantasiegebilde.

Nun wollen wir natürlich nicht leugnen, daß man auch bei Ablehnung aller religiösen Autorität auf rationalem Weg zu einem Gottesglauben und zu einer hohen Moral kommen kann. Wir verzichten deswegen auf die Untersuchung der Frage, ob diese angeblich vernunftnotwendigen Ueberzeugungen auch gewonnen worden wären, hätte nicht die positiv christliche Ueberlieferung nachgewirkt. Aber persönliches Christentum ist offenbar mehr, als allgemeiner Vernunftglaube. Läßt sich die Ueberzeugung, daß Gott die sündersuchende und seelenrettende Liebe ist, läßt sich die eigenartig christliche Gottesgemeinschaft, die eigenartig christliche Moral einfach rationalisieren? Die Geschichte des philosophischen und theologischen Denkens antwortet darauf mit einem runden Nein. Dann bleibt aber nur die Alternative: entweder wir verzichten auf das Eigenartigchristliche und begnügen uns mit einem allgemeinen Vernunftglauben und einer Vernunftmoral, oder wir suchen und finden für unser persönliches Christentum eine andere, als die bloß rationale Begründung.

Vielleicht auf dem Weg der individuellen Erfahrung? Autorität ist ja auch dann unnötig, wenn der einzelne Fromme ohne irgend welche menschliche Vermittlung Gottes gewiß und seines Lebens teilhaftig wird. Religiöser Enthusiasmus hat zu allen Zeiten behauptet, daß er unmittelbarer Gottesoffenbarung gewürdigt werde. Der Geist Gottes redet unmißverständlich in denen, die ihm offenstehen: wozu also Bindung an irgend welchen Menschengeist? Es gibt ein inneres Wort Gottes in der frommen Menschenseele: wozu also die Bindung an den Papst, den leibhaftigen und den papiernen? Nicht um Gehorsam gegen irgend eine irgend wann einmal geschehene prophetische Verkündigung handelt es sich, sondern um eigene prophetische Erlebnisse. So behauptet der Enthusiasmus eine allen frommen Menschen erfahrbare unmittelbare Bezeugung Gottes. Und der Mystiker baut einen Weg für Jeden unmittelbar zu Gott. In strengster Konzentration, im Untergehen des eigenen Ich im Meer der Gottheit erlebt der Einzelne die Gottesgemeinschaft. Wie gleichgiltig ist daneben die geschichtliche Bezeugung des Gotteswillens und sein eigenartiger überlieferter Gehalt. Wozu Autoritäten, wenn sich Gott unmittelbar darbietet?

Was hat diese Art von Religiosität nicht zu allen Zeiten für eine Anziehungskraft bewiesen! Welch tiefe und echte Frömmigkeit ist nicht in ihr zum Ausdruck gekommen! Gott und die Seele, die Seele und Gott ihre einzigen Pole, und Nichts, was zwischen sie zu treten hätte und wäre es auch nur zur Verbürgung einer möglichen und tatsächlichen Gottesgemeinschaft. Es kann uns Nichts ferner liegen, als darüber abzuurteilen. Und doch müssen wir fragen, ist diese tiefe Frömmigkeit christlicher Art? kann man sie, die in ihrer mystischen Form in allen höheren Religionen sich findet, mit dem persönlichen Christentum gleichsetzen? Das Grundstück der Religion, der Gottesgedanke ist doch wohl hüben und drüben ein ganz verschiedener. Auf der einen Seite das Meer einer mehr oder weniger pantheistisch gedachten Gottheit, auf der andern der persönliche, der kraftvoll wollende Gott; dort ein Aufgehen in religiösen Gefühlen, hier eine klare und fordernde religiöse Erkenntnis. Und was das enthusiastische Prophetentum betrifft: hatte denn die Reformation so unrecht, wenn sie darin eine große Gefahr für das wirkliche Christentum sah? Auch wird es nicht von ungefähr geschehen sein, daß die enthusiastischen Züge des apostolischen Christentums sehr bald verdrängt wurden. Darum kommen wir zu dem Ergebnis: durch Ablehnung jeder religiösen Autorität werden Enthusiasten und Mystiker gewiß nicht irreligiös, aber persönliches Christentum, wie wir Evangelischen es verstehen, gibt es auf diesem Wege nicht. Mit der Ablehnung aller und jeder religiösen Autorität ist es wirklich nicht getan.

3

Unentbehrlich ist zum mindesten die dauernde Autorität Christi. Auf welche Weise ist denn geschichtlich christliche Frömmigkeit entstanden? Es trat ein Mann auf, der wie alle geschichtlich bekannten Religionsstifter religiöse Autorität beanspruchte. Es ist Jesus nicht eingefallen, was er zu verkündigen hatte, erst noch lange zu beweisen. Er redet als Einer, dem alle Erkenntnis vom Vater gegeben ist, der dazu gesandt ist, daß er die Wahrheit bezeuge und das gottgegebene Leben unter den Menschen offenbare. Er hat nicht gemeint, daß die Andern, sobald sie nur wollen, die gleiche Gottesoffenbarung empfangen könnten. Vielmehr ist und bleibt er die Autorität, an deren Persönlichkeit und Zeugnis die Andern gebunden sind. Und er fand Leute, die sich seiner Autorität beugten. Sie gewannen von ihm die Ueberzeugung, daß er rede als einer, der Vollmacht habe. So faßten sie Vertrauen zu seiner Verkündigung, nicht weil sie so vernunftgemäß gewesen wäre, ganz im Gegenteil, sondern weil der Mann, der sie vertrat, ihr Vertrauen gewonnen hatte. Sie waren autoritätsgläubig. Gewiß hat es an einer inneren Bezeugung des Evangeliums an ihren Seelen nicht gefehlt; Freude, Erquickung, Freiheit und Leben ging davon aus; aber das Grundlegende war und blieb die Autorität Jesu selber. Diese Autorität ist im Lauf der Zeiten praktisch oft genug verworfen worden, aber theoretisch blieb sie unangefochten. Man half sich durch Umdeutungen. Was für Scharfsinn ist angewandt worden und wird noch angewandt, um eine oft nichts weniger als Christo gemäße Lebensführung mit der Autorität Christi geradswegs zu decken! Auch das ein Beweis für die Stärke des Bewußtseins, daß das Christentum nun einmal als Autoritätsreligion in die Welt getreten ist.

Schoell

Schluß folgt

Jesus und Paulus

3. Die Eigenart des paulinischen Evangeliums und die Abhängigkeit des Paulus von Jesus

1. Ein Vergleich der beiden Evangeliumsverkünder Jesus und Paulus läßt zunächst die großen Unterschiede klar hervortreten.

Die Heilstatsachen des paulinischen Evangeliums liegen bei Jesus nur in der äußersten Peripherie. In seiner ausgeführten Volks- und Jüngerpredigt ist daher der Heilsweg ein andrer als bei Paulus: nicht Glaube an den, der durch seinen Sühnetod erst die Gnade entbunden hat, und Rechtfertigung durch solchen Glauben, dazu sakramentale Erneuerung, Heiligung durch den Geist und mystischen Verkehr mit dem angebeteten Herrn: von all diesen komplizierten Gedanken und Erfahrungen weiß Jesus nichts, er deutet auch niemals an, daß der Heilsweg, den er lehre, einmal verschlossen und ein andrer, etwa der des Paulus, an seiner Stelle eröffnet werden würde; sondern Vertrauen auf Gottes gnädige Vaternatur und Gehorsam gegen seine Gebote in Gedanken, Worten und Werken. Auch Jesus kennt eine Rechtfertigung des Menschen; aber das ist entweder eine Rechtfertigung aus den Worten (Matth. 12, 37) — und Werken, wie wir wohl hinzusetzen dürfen —, also die von Paulus als aussichtslos abgewiesene oder als irreligiös bekämpfte Rechtfertigung; oder eine Rechtfertigung des demütigen Sünders von Gottes Gnaden — ohne Voraussetzung eines vermittelnden Sühnopfers. Heilsbegründung und Heilserfahrung sind also von Paulus total umgeändert. Und zwar ist es hauptsächlich die verschiedene Erfahrung und Beurteilung der Sünde, die diesen Unterschied begründet. Jesus ging nicht davon aus, daß alle Menschen gänzlich verdorben und ohne Kraft zum Guten seien. Und auch den Verlorenen hat er zugemutet, den Ernst des Gerichtes aufzunehmen und in der Gewißheit der göttlichen Begnadigung auf den Weg Gottes zurückzukehren. Er kennt nur die Schuld der einzelnen Menschen und meint, daß Gott sie den Demütigen aus herzlichem Erbarmen tilge, meint auch, daß neben der Schuld bei manchen Menschen doch auch allerlei Liebes und Gutes sich finde. Jesus urteilt nach den Menschen, die ihm begegnen, und nach dem, was er als frommer Israelit und vermöge seiner besonderen vertieften Gotteserkenntnis von Gottes Wesen weiß. Paulus dagegen ist der

systematische Theologe, der alle Menschen ohne Ausnahme unter die ausschließliche Herrschaft der Sünde bannt und die Sünde der Menschheit nun als eine Riesenschuld ansieht, die den Zorn Gottes über sie herabziehen muß, wenn nicht Gott selbst zugreift und nach Gottes Ratschluß sein Sohn sich entschließt, Mensch zu werden und durch seinen Opfertod die Schuld der Welt abzutragen. Von dieser Absicht und von diesem Zweck seiner Sendung hat der historische Jesus nichts gewußt. Das rührende Gespräch, das ganz im Sinne des Paulus Paul Gerhardt in seinem Passionslied vom Lämmlein ausführt, ist den Gedanken des geschichtlichen Jesus durchaus fremd.

So kommt es, daß Paulus natürlich der Person Jesu eine größere Beteiligung am Heil der Menschen zuschreibt, sowie eine höhere Würde, als Jesus selbst in Anspruch nahm. Christi in Schmach und Glorie sich teilendes Erleben allein begründet für Paulus jedwede mögliche religiöse und sittliche Erhebung des Menschen. Erst seit den Ereignissen von Golgatha gibt es Gottesgnade, Sündenvergebung und Sündenüberwindung auf Erden. Für Jesus lag es einfach im unveränderlichen Wesen Gottes, daß Gott den bedürftigen Menschen Gnade und Kraft schenke; er wußte nichts davon, daß dies Walten Gottes nun Jahrtausende hindurch gehemmt war und erst durch seinen Tod wieder entbunden werden sollte. Paulus legt dieser Person, deren Erscheinung eine so große Wendung in den Beziehungen Gottes zu den Menschen bedeutet, Präexistenz und Menschwerdung bei, hebt sie schon ihrer Herkunft nach über alle menschlichen Wesen hoch hinaus. Die stärkste Veränderung liegt wohl darin, daß Paulus dem, der sich selbst unter Gott beugte und der eine Gott gebührende Anrede abwies, eine gottgleiche Verehrung entgegenbringt. Nur den Namen „Gott" ihm beizulegen, hat sich Paulus, durch den jüdischen Monotheismus geleitet, den er doch festhalten wollte, offenbar (oder wahrscheinlich) gescheut.

Ein Hauptunterschied ist also der, daß die Heilspredigt Jesu sich unmittelbar an den einzelnen Menschen wendet und der einzelnen Seele kund tut, was Gott von ihr will und mit ihr vorhat, während das Evangelium des Paulus in einen großartigen geschichtsphilosophischen Rahmen eingespannt ist. Jesus sagt der sündigen Seele einfache Dinge, die sie längst weiß oder sofort versteht. Bei Paulus stehen geschichtliche Ereignisse der jüngsten Vergangenheit und der nächsten Zukunft im Vordergrund, deren Bedeutung man erst ermißt, wenn man mit dem Apostel einen Gang durch die Menschheitsgeschichte, von Adam anhebend, unternommen hat.

Die verschiedene Art Beider, die religiösen Fragen zu behandeln, zeigt sich besonders da, wo sie beide die gleichen Tendenzen verfolgen. Jesus und Paulus haben sich beide mit dem pharisäischen Judentum auseinandergesetzt, haben beide insbesondere die Kompliziertheit dieses Religionssystems angegriffen. Jesus nun beruft sich bei seiner Kritik auf die ursprünglichen Absichten und Ordnungen Gottes in Natur und Gesetz, er läßt den gesunden Menschenverstand, den natürlichen Instinkt, das kindliche Gemüt gegen die Pedanterie, den Schematismus und das unnatürliche Formenwesen hervorbrechen. Paulus dagegen bringt Argumente aus der ältesten und neuesten Gottesgeschichte, neue Heilstatsachen, die nach Gottes Ratschluß das Judentum zertrümmert haben. Auch Paulus kennt jene Erhebung der inneren religiösen Empfindung wider alles störende Menschenwerk, er nennt sie Glauben; aber der paulinische Glaube ist erst durch das Heilswerk Christi entbunden und hat allein an dessen Betrachtung seinen Grund und festen Halt.

Eine gewisse Annäherung scheinen beide Verkündigungen in der Eschatologie zu vollziehen. Auch Paulus erwartet die himmlische Erscheinung des Messias Jesus zum Gericht und zur Erlösung; nur der für die Evangelien so charakteristische Ausdruck „Menschensohn" fehlt auffallender Weise bei ihm vollständig. Aber während nach dem Evangelium Jesu der Jünger seine ganze Aufmerksamkeit der Zukunft zuwendet, betont Paulus, daß der Sohn Gottes ja schon einmal erschienen ist, daß er damals schon ein die letzten Dinge heraufführendes Heilswerk verrichtet hat. Jesus steht unmittelbar an den letzten Ereignissen, Paulus mitten drin. Jesus kennt im Grunde nur ein wirklich messianisches Erscheinen seiner Person, das künftige; Paulus markiert ein zweifaches Eingreifen des Messias Jesus in die Endgeschichte: das Sterben und Auferstehen des Menschgewordnen, und die künftige Gerichts- und Vollendungsoffenbarung.

Nachdem wir die tatsächlich vorhandene, unleugbare Verschiedenheit der beiden Typen verfolgt haben, drängt sich uns die Frage auf: Wie erklärt sie sich; wie ist es zu verstehen, daß das Evangelium in offenbar kürzester Zeit eine so starke Umbildung erfahren konnte; wieweit ist Paulus selbst daran beteiligt?

2. Nicht durch eigene Vernunft und Kraft ist Paulus zu der Umformung geführt worden. Sie war im Wesentlichen schon vollzogen, als er Christ wurde.

Ansätze dazu haben wir ja schon in der evangelischen Ueberlieferung gefunden. Mindestens schon die vorpaulinische Urgemeinde hat dem Tode Jesu loskaufende, ja bundeserneuernde Kraft zugeschrieben, wenn jene Gedanken nicht gar auf echte Aussprüche Jesu zurückgehen, was ich für wahrscheinlich halte.*) Es war natürlich, daß sich schon für die vorpaulinische Jüngerschaft die Passion als die letzte und eindrucksvollste Wendung im Leben Jesu in den Vordergrund schob. Schon sie war genötigt und befähigt, die Bedeutung dieses Endes ihres Herrn zu erforschen und eine besondere Wirkung ihm zuzuschreiben. Vollends die neuen Erlebnisse, die die Sammlung bewirkten und den Glauben begründeten, daß der Meister lebendig und bei Gott sei, um nun zu seiner Zeit als der Menschensohn zur Vollendung des Reiches und zum Gericht zu erscheinen, — diese neuen Erlebnisse und Erwartungen mußten ihrem Evangelium ein neues Gepräge verleihen. Der Fortgang der Geschichte hat die Umformung eingeleitet. Er regte die Spekulation an, sich der Gestalt des Erschienenen zu bemächtigen. Jetzt ward der jüdische Messiasglaube mit der schlichten Gestalt Jesu verbunden, die in vielen Stücken so gar nicht zum Messias berufen schien. Alles Hohe, das der Lebende von sich abgewiesen, konnte nun leicht auf den Verborgenen übertragen werden.

Keinesfalls ist also Paulus als Begründer des dogmatischen Christentums anzusehen. Aber auch die Erlebnisse der Jüngergemeinde haben diese Religion nicht erst geschaffen. Ein Blick auf die Person des geschichtlichen Jesus lehrt, daß in ihm allein der entscheidende Anstoß zur Bildung der neuen Religionsgemeinde gegeben worden ist.

Vergleichen wir doch das Selbstbewußtsein Jesu mit dem des Paulus. Paulus hat ein stark ausgeprägtes Bewußtsein eigner Leistungskraft und Gewissenhaftigkeit. Aber er hat es gewonnen durch einen Bruch mit seinem bisherigen Leben und Lebensideal, durch ein Gnadengeschenk Gottes, durch die Heilstat und Heilsoffenbarung eines Mittlers. Bei Jesus dagegen spüren wir nichts von einem Bruch mit einem früheren, verfehlten Leben. Innere Kämpfe hat ihn sein Beruf gekostet. Aber den Menschen gegenüber vertritt er seine Sendung mit größter Bestimmtheit und Entschiedenheit. Und sein Bewußtsein übersteigt das der Propheten, Apostel und Sklaven Gottes. Aus den Menschen hat ihn Gott auserwählt und ihm eine Mission in der Heilsgeschichte übertragen, die nur Einer übernehmen kann.

Daraus ergibt sich: Nicht von der Spekulation eines oder mehrerer Theologen nahm das Christentum seinen Anfang, sondern von der Erscheinung und Wirksamkeit eines Gotterkorenen. Dieser raffte das Beste aus dem Judentum zusammen, erfüllte es mit neuem Geiste und schuf eine neue Religionsgemeinde. Dieser fachte die müden Geister an und sammelte die Lebendigen und schenkte ihnen Innigkeit und Festigkeit des Glaubens und der Liebe, wie sie zuvor im Judentum nicht dagewesen war und in allen Kämpfen und Verfolgungen stand hielt. Er war der Meister, dem die Anderen nachfolgten. Ihm dankten sie alle das Beste, das sie hatten, die Gotteserkenntnis, die Tatkraft und die Gewissensruhe. Auch die Wissenschaft braucht, um die Entstehung und den Fortbestand

*) Auf keinen Fall ist zu beweisen, daß das Wort vom Lösegeld Mark. 10, 45 unter paulinischem Einfluß stehe; schon allein der Ausdruck „Menschensohn" spricht dagegen.

der christlichen Religionsgemeinde zu erklären, einen persönlichen Anfänger, einen Führer und Sammler der Kleinen und Schwachen. Es war Jesus und nicht Paulus.

Welche Bedeutung hat nun aber Paulus in dieser Entwicklung. Er hat, wie wir sahen, weder als Erster die neuen Erfahrungen durchgemacht, noch die urchristliche Theologie ausgedacht. Aber er hat die neue Situation und die Neugestalt des Evangeliums am tiefsten durchdacht und in einer Reihe von parallel laufenden Gedankenfolgen systematisch entwickelt. Er hat die systematische Glaubenslehre begründet, indem er die großen Gegensätze Schuld und Sühne, Tod und Leben, Sünde und Gnade, Fleisch und Geist herausarbeitete.

Freilich ward unter seiner Hand die Glaubensanschauung eine andere als bei den Urapostelu. Ihnen fehlte der Radikalismus und die Konsequenz. Sie konnten trotz aller Wertlegung auf Tod und Auferstehung das Evangelium, das sie aus dem Munde des Meisters gehört hatten, nicht vergessen. Paulus will nur den gekreuzigten und erstandenen Himmelssohn kennen. Radikal und konsequent kehrte er sich aber nicht nur von dem Evangelium Jesu ab, sondern auch von dem Gesetzestum, das bisher nur prinzipiell überwunden war. Paulus ist es gewesen, der den Christen gesagt hat, daß ihr Meister eine Weltreligion geschaffen habe, und der die Konsequenz aus dieser Erkenntnis gezogen hat.

Durch zwei Dinge zeichnet sich also das Evangelium des Paulus aus: einmal ist es in eine theologische Spekulation eingekleidet, die die neuen Tatsachen und Erfahrungen in einen großartigen entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhang stellt; besser: dieser Zusammenhang seinem ganzen Umfang nach ist von Paulus erstmalig aufgedeckt und gründlich aufgewiesen worden. Er hat in erstem, vollendetem Wurf das große Drama der religiösen Weltgeschichte geschrieben und dabei den vier großen Hauptpersonen Adam, Abraham, Moses und Christus ihre bedeutungsvollen Rollen in klassischer Form zugewiesen. Die überkommene jüdische Geschichtstheologie hat ihn dabei geleitet. Aber sein Entwurf wäre nicht so ergreifend ausgefallen, wenn sich nicht zu der theologischen Anschauung die persönliche Erfahrung, wie er sie aus seinem eignen Frömmigkeitsleben schöpfen konnte, hinzugesellt hätte. Seine eigne Lebensführung vollendet die Erklärung unseres Problems.

3. Jesus erlebte seinen Gott in sich selbst. So sehr er seine Abhängigkeit von Gott empfand, er fühlte keine Schranke zwischen seiner Seele und dem himmlischen Vater. Frei wandte sich sein Blick nach oben; unmittelbar empfing er seine Weisungen von oben. Er war ein Prophet, ein Bevollmächtigter, der Sohn Gottes. Und dies religiöse Verhältnis, in dem er lebte, übertrug er auf die anderen Gotteskinder. Ihm war selbstverständlich, daß die Anderen den Weg zu gleichgestimmter Gottinnigkeit finden würden; er bemühte sich, seine Frömmigkeit, seine religiöse Lebenskunst ihnen mitzuteilen; er meinte, die von Gott entfachte und auf Gott gerichtete Willenskraft, die in ihm lebte, sei auch den Jüngern zugänglich. In diesem Sinne redete er zu ihnen von dem Wesen, Walten und Willen Gottes. Seine Anschauung und sein Verfahren war ihm nicht eigentümlich. Er folgte nur dem Beispiel der Propheten und Weisheitslehrer, die vor ihm gewesen waren. Nur daß, wie er selbst fühlte, die Gottinnigkeit noch niemals so vollendet in einem Menschen gesammelt gewesen und so schöpferisch frei aus einem Menschen auf Andere ausgeströmt war, wie bei ihm, „dem Sohne".

Die natürliche Entwicklung konnte nun sehr wohl dahingehen, daß die Menschen diesem Sohne Gottes sich anschlossen, aus dem Born seines Wesens schöpften und durch seine Person und seine Lehre ihre eigne Natur reinigten, das Gesunde in ihrem Wesen stärken und kräftigen ließen. Es hat damals Jünger gegeben, die diesen Weg geführt wurden, und es gibt ihrer auch heute Viele. Seit der Aufklärungszeit tun sie sich auch in der Oeffentlichkeit hervor. Das Evangelium dieser Menschen ist eine gradlinige Fortführung des Evangeliums Jesu!

Diesen natürlichen, geraden Weg ist Paulus nicht gegangen. Warum nicht?

Neben seinen Anhängern fand Jesus entschiedene Gegner, die seine Sendung bezweifelten, seine Lehren verwarfen, seine Person verabscheuten. Zu diesen Feinden Jesu hat auch Paulus anfangs gehört. Und er hat sich nicht noch bei Lebzeiten Jesu bekehren lassen, sondern die große Umstimmung erfolgte bei ihm erst zu der Zeit, da das Martyrium, das seine Partei Jesu bereitete, geschehen war, da der Glaube den Auferweckten bereits im Himmel wußte. So konnte Paulus nicht einfach an das kindlich-große Evangelium Jesu anknüpfen. Die Bekehrung bei Damaskus war nicht die Begegnung eines gottesbedürftigen, willigen Gotteskindes mit dem prophetischen Meister auf galiläischer Flur, es war die Begegnung eines hartnäckigen, zu Boden geworfenen Sünders mit dem triumphierenden, himmlischen Herrn. Das Damaskuserlebnis zeigt an, was nun kommen mußte. Der Ueberwundene fand Gnade. Der Tod des Herrn, an dem er, direkt oder indirekt, mitbeteiligt war, ward für ihn zu einem Quell des Segens. Der himmlische Herr handelte mit ihm. Daraus folgte: Das Evangelium, das nun zu predigen war, mußte bezeugen, wie Christus, der himmlische Heiland, kraft seines Todes die widergöttlichen Mächte im Menschen zerbrach und die gedemütigten Sünder zu Gnaden annahm; der Tod Christi mußte in den Mittelpunkt der neuen Evangeliumsverkündigung gerückt werden. Es galt zu zeigen, wie der Tod des himmlischen Meisters sich nach Gottes Fügung aus einem Verbrechen in eine gerade auch den Verbrechern und Sündern zugängliche Wohltat verwandelt hatte.

So läßt sich abschließend der Unterschied der Evangeliumsverkündigung Jesu und Pauli am klarsten aus der Erzählung Jesu vom Pharisäer und Zöllner entwickeln. Jesus sprach hier von den Menschen, wie sie ihm entgegen getreten waren: die Einen beugten sich reuig vor Gott und erlebten unmittelbar in dieser Selbstdemütigung eine Erhebung ihrer Seele vor Gott, die Anderen rühmten sich vor Gott und erfuhren darum nichts von dem, was Gott den Menschen schenken kann. Nun rotteten sich die Selbstgerechten zusammen und brachten den Erzähler um. Da begab es sich, daß einer der Pharisäer in seinem Trotz gebrochen ward; hinterher mußte er dem Erzähler Recht geben. Und nun fand auch er die Gnade, die jener dem Zöllner zugesichert hatte. Aber nicht diese Zusicherung führte ihn zu Jesus. Den Pharisäern hatte der lehrende Jesus niemals Gnade verheißen. Seine nachträgliche Bekehrung konnte er nur an die nachträglichen Erlebnisse und Taten des Meisters binden. Der Tod und die Erhöhung des Messias schenkte dem Pharisäer, was der Zöllner unmittelbar von Gott empfing.

Wir haben den Abstand des Paulus von Jesus erkannt. In dem Doppeldeutigen, das in dieser Wendung liegt, findet er zum guten Teil seine Erklärung. Jesus berief sich auf Gott und auf seine eigne Sendung, Paulus wußte sich ganz und gar von dem menschgewordenen und erhöhten Herrn abhängig. Freilich läßt sich die Eigenart des paulinischen Evangeliums nicht rastlos aus diesem „Abstand" des Paulus von Jesus erklären. Der geschichtliche Jesus ist weit davon entfernt, in dem Maße von sich zu reden wie Paulus von ihm spricht. Das Evangelium der Gemeinde und des Paulus ist nicht einfach eine Umsetzung der Predigt Jesu in die dritte Person. Denn Jesus hat sich nicht selbst dermaßen zum Mittelpunkt seiner Predigt gemacht; das Reich Gottes war sein Hauptgegenstand, und daß Er dieses Reich Gottes bringe, hat er nur selten anklingen lassen. Vielmehr das wenige Große, was Jesus von sich sagte und für sich beanspruchte, hat die Kirche und ihr größter Apostel ins Unermeßliche und Absolute gesteigert. Wenn das Bewußtsein und die Haltung Jesu dem Abstand der paulinischen Predigt hätte ganz entsprechen sollen, dann hätte der geschichtliche Jesus seine Person so stark in den Vordergrund schieben und so über die Menschen zu Gott rücken müssen, wie es der johanneische Christus getan hat. Wären die Synoptiker uns verloren gegangen, würden wir wahrscheinlich gar kein Problem „Jesus und Paulus" haben, allerdings auch aus dem Grunde nicht, weil ohne die Synoptiker die Ungeschichtlichkeit Jesu mit wirklichen Gründen behauptet werden könnte. Zwischen dem Evangelium des johanneischen Christus und dem des Paulus waltet allerdings im Wesentlichen nur der naturgemäße Abstand ob, der den

Meister über den Jünger erhebt. In einem wichtigen Punkte unterscheiden sich freilich auch die Selbstaussagen des johanneischen Christus von der Christologie des Paulus. Auch der Christus des vierten Evangeliums gründet die Heilswirkungen, die von ihm ausgehen, nicht ausschließlich auf sein Leiden und Sterben; vielmehr sind die von ihm ausgehenden Kräfte und Gedanken vornehmlich auf sein himmlisches, gottentstammtes Wesen zurückzuleiten.

Die Differenz zwischen Paulus und Jesus ist also nicht wegzuleugnen; und neben dem natürlichen Abstand des Jüngers vom Meister ist zu ihrer Begründung vor allem der von der Passion Jesu bis zur Bekehrung des Paulus führende Fortgang der geschichtlichen und religiösen Entwicklung zu nennen. In scharfem Winkel trennen sich die zwei, die Anfänge unserer Religion bezeichnenden Linien: Kapernaum—Jerusalem und Golgatha—Damaskus. Von dem, was Jesus selbst gewollt und gesagt, ging es in anderer Richtung zu dem, was an ihm geschah und was über ihn geglaubt und gelehrt ward.

4. Nun ist aber auch der Zusammenhang noch zu würdigen, der trotz allem Unterschied erkennbar ist.

Das Große, was die persönlichen Jünger Jesu von ihrem Meister behaupteten, war zum beträchtlichen Teil einfach die Rückwirkung seiner persönlichen Erscheinung. Die neuen theologischen Sätze sollten doch nur aussprechen, was sie im Verkehr mit Jesus und unter dem Eindruck seines Geschickes erfahren hatten. Mochte der Meister auch selten seine Person zum Gegenstand seiner Lehre erhoben haben, es war natürlich, daß in der Erinnerung an ihn, in der Wiedergabe seiner Worte, in der Würdigung seiner Erscheinung all seine Kundgebungen persönlich auf ihn bezogen, als allerhöchste messianische Heilsoffenbarungen des heiligen Sohnes Gottes aufgefaßt wurden. Die Jünger waren es, die seine Person zwischen Gott und sich schoben. Entsprachen sie damit auch nicht den Absichten des Meisters, so brachten sie doch zum Ausdruck, was er ihnen tatsächlich geboten hatte. Worte Gottes sprach der Meister; die gottgesandte Person, die diese Worte von sich gab, ward nun Gegenstand der Verehrung für die Jünger. In den Worten und Taten, in dem ganzen kurzen und doch so reichen Leben spürten sie eine persönliche Kraft voll Heiligkeit, voll Liebe und voll edler Leidenschaft. Der galt es nahe zu kommen, sie zu erfassen und festzuhalten. So ward der Meister für die Jünger mehr, als er nach seinen Worten sein wollte. Er, der dagegen protestierte, daß man ihn auch nur durch eine ungebührliche Anrede auf Gottes Seite erhebe, ward für die, die eben seine Sicherheit und seine Größe nicht hatten, zu einem Teile Gottes.

Und nun könnnen wir mit großer Freude feststellen, daß der individuelle Charakter dieser geschichtlichen Person Jesus wirklich auch in dem Christusbild des Paulus uns entgegenleuchtet. Gewiß stammen die Umrisse dieses Bildes weniger aus geschichtlicher Kunde über Jesus von Nazareth als aus der jüdischen Messiasvorstellung der Zeit. Der im Himmel weilende, sündlos erhabene, zum Gericht bestimmte und zur Weltherrschaft erkorene Christus des Paulus ist ein Messias der jüdischen Eschatologie. Und nur ein Gedankengebilde konnte, vom Himmel her kommend, Mensch werden. Aber das innere Leben, das diesen himmlischen Christus durchglüht, die erbarmende Liebe, die Entsagungsfreudigkeit, die Hilfsbereitschaft, all dies köstliche Wesen hat man noch in keiner jüdischen Apokalypse von dem Messias der Endzeit bezeugt gefunden. Wenn auch der paulinische Christus ein anderes Wesen ist als der geschichtliche Jesus Christus, sein Charakter ist gänzlich von der geschichtlichen, einzigartigen, nicht geweissagten und nicht erwarteten Person Jesu abgenommen. Die verehrende Liebe zu dem Herrn und Messias war bei Paulus ebenso gefärbt wie bei denen, die den Lebendigen bei Lebzeiten gekannt und unter seinem persönlichen Einfluß gestanden hatten. Ein und dieselbe Größe hat das Denken und Treiben der Jünger vor wie nach der Passion und das Denken, Streben und Wirken des Paulus bestimmt, der Charakter Jesu.

Diesen bisher noch nicht in solcher Kraft und Reinheit geoffenbarten Charakter hat Paulus auch in sich und in Anderen nachzubilden gesucht. Schon Paulus hat es als eine wichtige und letzte Aufgabe des Missionars und Lehrers hingestellt, die Gesinnung Jesu in sich und Anderen lebendig zu machen. Wenn er sich als Nachahmer Christi bezeichnete, schwebte ihm ein durch richtige Kunde von Jesus beeinflußtes Bild vor. Das hohe Lied der Liebe, das er gesungen, ist mit Recht als eine der ergreifendsten Charakterzeichnungen Jesu bezeichnet worden. Es ist wahrscheinlich, daß auch hier das Vorbild Jesu und der Wunsch, diesem Vorbilde nachzueifern, dem Dichter Paulus den Schwung der Gedanken verliehen hat.

Die Erlösungstheologie in der Begründung und Ausführung, die ihr Paulus gegeben, bleibt dem Evangelium Jesu fremd. Dennoch ist die Frömmigkeit, die sie trägt, durchaus dem Geiste der Predigt Jesu verwandt. So sehr Jesus auch mit dringenden Forderungen an den Menschen herantritt, so sehr mißbilligt auch er jedes Pochen auf eigene Leistungen, jede Ueberhebung vor Gott. Das Menschentum, gegen das er am entschiedensten geeifert hat, war aber auch dem Paulus wohl bekannt: bei seiner Bekehrung hat er es abgeworfen, als Christ hat auch er es als die schwerste Verirrung bekämpft. Schließlich kommt Paulus in seiner Würdigung der Heilstatsachen auf das Bekenntnis heraus, daß die Selbstbewußten und Starken ferne von Gott stehen, daß nur die Demütigen von Gott erhoben werden. Die Anerkennung der großen Heilsveranstaltung im Sinne des Paulus erzeugt dieselbe Stimmung, die Jesus von dem Verkehr mit sich erwartete: Demut vor Gott.

Wir können überhaupt sagen: Die Grundgedanken des Evangeliums Jesu finden sich größtenteils auch bei Paulus; gewiß vielfach in geänderter Ordnung und Begründung, vor allem auf anderem Unterbau; aber wenn wir dies mit Nachdruck betont haben, dürfen wir doch auch konstatieren, daß die Gedanken Jesu bei Paulus nicht vergessen sind.

In erster Linie ist darauf hinzuweisen, daß der Begriff des Reiches Gottes dem Paulus nicht fremd ist. Ganz im Sinne Jesu und in gewissem — freilich ausgleichbarem — Gegensatz zu seiner eignen Heilspredigt bindet er den Eintritt in das Reich Gottes an ethische Qualitäten (1. Kor. 6, 9). Dazu bietet er die schönste Erklärung für die schon im Evangelium sich anbahnende Anschauung von einer innerweltlichen Entfaltung des Reiches Gottes (Röm. 14, 17).

Weiter ist Paulus von demselben Entsündigungseifer erfüllt wie Jesus. Die Menschen untadlig und vollkommen zu machen, ist auch sein Werk; daß nur untadelige Menschen vor Gottes Gericht gut bestehen werden, auch seine Erwartung. Er ist nicht der Theologe, als den man ihn oft ausgegeben hat, der alle menschliche Leistung verachtet und den Christen bis ans Ende allein auf die alles vergebende Gnade vertröstet. Die Herbheit der Sitten- und Gerichtspredigt Jesu dringt auch bei Paulus durch seine Erlösungstheologie hindurch.

Auch Paulus schätzt die in dem Evangelium Jesu dargebotenen Güter und Kräfte als das Höchste, was er kennt: Sündenvergebung, Herzensreinheit, Wille zum Guten, Sittenstrenge, Selbstverleugnung. Nur darin unterscheidet er sich von Jesus, daß er sie alle seiner eigenen Lebensführung folgend durch den Opfertod Christi erst entbunden sein läßt, während Jesus nichts davon wußte, daß dies alles erst durch ihn auf die Welt gebracht worden sei.

Das Bedeutsamste sei zum Schluß gesagt. Sowie sich anerkennen läßt, daß schon Jesus seinem Tode eine Heilsbedeutung zugesprochen hat, rückt Paulus dem geschichtlichen Jesus um ein großes Stück näher, freilich nur dem enttäuschten, vom Volke verworfenen Jesus. Dann hat schon Jesus den für Paulus fundamentalen Glaubensatz ausgesprochen, daß sein Tod Vielen die Gnade Gottes erschließen werde. Nur bleibt es dabei, daß die Masse des evangelischen Ueberlieferungsgutes von dieser Notwendigkeit nichts ahnen läßt und daß Paulus aus dem, was für Jesus spät erkannte und erfahrene Geschichtsnotwendigkeit war, eine universale Geschichts- und Denknotwendigkeit gemacht und daß er dabei die Rücksicht auf den Jesus vor der Passion (mit Bewußtsein) außer Acht gelassen hat.

Wir schließen ab. Der Paulinismus stellt eine Fortführung des Evangeliums Jesu dar im Sinne eine Umbildung. Paulus hat sie nicht aus eigenem Drang vorgenommen, viel-

mehr war sie schon vor ihm in die Wege geleitet; aber ihre religiöse Vertiefung und theologische Durchdenkung ist sein persönliches Verdienst gewesen. Hans Windisch

Schlußartikel folgt

Gustav Adolf-Arbeit einst und jetzt

1. Internationale Absicht

„An die Protestantische Welt" hat Karl Zimmermann am Reformationsfest 1841 seinen berühmten Aufruf gerichtet; die evangelische Christenheit der ganzen Welt sollte zur Mitarbeit gewonnen werden an der Fürsorge für die zersprengten Glieder draußen. Aber der geplante ökumenische Charakter für die zu schaffende Organisation ist nicht zu erreichen gewesen. Das reformierte Holland, das lutherische Schweden haben Gustav Adolf-Vereine gebildet, wie das evangelische Deutschland. In der Schweiz, in Frankreich, und bei den Deutschen in den russischen Ostseeprovinzen hat das von Deutschland aus gegebene Vorbild wenigstens so viel gewirkt, daß Gesellschaften ins Leben traten, die der heimischen Diaspora dienen; und in dieser Arbeit sind die Schweizer erfreulicherweise dann auch zu wackeren Helfern zumal für die reformierte Diaspora des Auslands geworden. Zimmermann hatte damals geplant, auch das protestantische England zu dem neuen Liebeswerk heranzuziehen, und in gewissen Zwischenräumen ist je und je der gleiche Gedanke wieder laut geworden. Als jüngst die englischen Geistlichen zum Besuch nach Deutschland kamen, unter denen die Angehörigen der evangelischen Kirche in großer Mehrheit waren, hat die liebe Parität nicht gestattet, sie an die Gräber unserer Reformatoren zu führen. Ob wenigstens die Wartburg den evangelischen Gästen eine laute Reformationspredigt gehalten hat? Als 1857 der damalige Vorsitzende des englischen Zweiges der Evangelischen Allianz die Hauptversammlung des Gustav Adolf-Vereins zu Kassel besuchte, hatte er sein Besuch ankündigend dem Zentralvorstand in Leipzig geschrieben:

> Ich ersuche die Versammlung, mit mir den Herrn zu bitten, daß das christliche Deutschland und England sich besser kennen lerne.

Und in der Versammlung lauteten seine Worte:

> Ich bedauere schmerzlich, daß England bisher von der Sache des Gustav Adolf-Vereins sich so fern gehalten und nicht seine Kräfte mit denen des protestantischen Deutschlands zu dem gleichen Zweck vereinigt hat.

Sollte es im heutigen England wirklich keine Männer mehr geben, die so dächten, wie einst Sir Culling Eardly?

Glücklicher hat sich die internationale Absicht des Vereins an den Objekten seiner Arbeit durchgesetzt. Das Liebeswerk des Gustav Adolf-Vereins konnte nicht Halt machen an den Grenzpfählen des Deutschen Reichs. Die vielen kleinen evangelischen Gemeinden Belgiens, deren Zahl bei stiller, aber treuer Arbeit von Jahr zu Jahr sich mehrt, die evangelische Kirche Frankreichs, die bei der neuen Gesetzgebung mit enormen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, wenn sie ihre theologischen Lehranstalten erhalten will, die evangelischen Gemeinden Spaniens, die Waldenserkirche Italiens mit ihren manchfaltigen Bedürfnissen: sie machen, daß die Ziele der Gustav Adolf-Arbeit weit gesteckt sind und bei der Geistesbewegung, die die romanischen Länder ergriffen hat, noch weiter gesteckt werden müssen.

2. Nationale Bedeutung

Nur wenigen, auch von den bejahrtesten Mitgliedern des Vereins ist heute noch bewußt, was nach der konstituierenden Versammlung in Frankfurt a. M. 1842 den angesichts der damaligen Zeitverhältnisse so raschen Ausbau des Gustav Adolf-Vereins bewirkt, ihm die große Beliebtheit in der protestantischen Bevölkerung bereitet hat. Der Verein wollte nicht einer einzelnen Landeskirche, oder gar nur einer bestimmten Konfession dienen, er wollte das ganze Deutschland umfassen. In dem ersten Jahrzehnt seines Bestehens haben seine Hauptversammlungen eine ähnliche Wirkung ausgeübt, wie die Germanistentage. Wenigstens für das evangelische Deutschland war der Gustav Adolf-Verein ein nationaler Verein; ihn zu unterstützen hat damals weiten Kreisen, die sonst vielleicht nicht unmittelbar ins kirchliche Leben miteingegriffen hätten, als nationale Pflicht gegolten. Es war die Zeit, da das Sehnen nach der deutschen Einheit unser Volksbewußtsein durchdrang. Erhalten hat sich aus ihr ein Grundzug in dem Wesen des Gustav Adolf-Vereins: eine ungleich lebhaftere Teilnahme des Laienelements an dieser Vereinsarbeit, als sie bei anderen kirchlichen Liebeswerken zu Tage tritt, die ja gar zu häufig ganz und gar in den Händen des ohnehin schon reichlich beschäftigten Pastors liegen.

Auf ganz anderm Wege, als das damalige Geschlecht erwarten konnte, ist die Einigung Deutschlands zu stande gekommen. Dem Gustav Adolf-Verein aber ist es in den langen Jahren seiner Tätigkeit gar manchmal noch beschieden worden, daß seine Arbeit an den Glaubensbrüdern in der Zerstreuung zugleich der Erhaltung und Kräftigung des deutschen Volkstums zu gute gekommen ist. Die deutsche Ostmark hat Zeiten gesehen, in denen die Mehrzahl der dort seßhaften Evangelischen froh sein durfte, in engen Schulstuben oder in scheunenähnlichen Betsälen sich zur Andacht zu sammeln. Was dort durch Bildung von Kirchspielen und durch den Bau von Gotteshäusern geleistet worden ist, hat mit dem evangelischen Glauben auch deutsches Wesen stärken helfen. In Siebenbürgen können die aus dem Mittelalter stammenden Kirchenburgen den evangelischen Sachsen noch immer als ein Symbol gelten für ihr Ringen mit Rumänen und Magyaren. Eine neue Aufgabe in gleicher Richtung haben die letzten Jahre in die Vereinsarbeit gebracht: die Sorge für die deutschen evangelischen Siedelungen Südamerikas. Zweifellos handelt es sich dort um eine Diaspora ganz im Sinne der Satzungen des Gustav Adolf-Vereins; das hat die Hamburger Hauptversammlung 1903 anerkannt, als sie die große Liebesgabe für den Pfarrhausbau in Esperanza in Argentinien bestimmte. Die jahrelangen Bemühungen von Propst Bußmann und Professor Mirbt in der von ihnen herausgegebenen Zeitschrift „Deutsch-Evangelisch im Ausland" sind nicht vergeblich geblieben. Nachdem der Deutsche Kirchenausschuß*) die Sorge für die Auslandsgemeinden in die Hand genommen hat und aus Mitteln der Preußischen Landeskirche ein halbes Prozent Kirchensteuer durch die Generalsynode für diesen Zweck zur Verfügung gestellt ist, wird auf diesem Gebiet in ähnlicher Weise geholfen, wie bei den deutschen Schulen im Ausland durch die vom Reichstag bewilligten Mittel. Freilich hier wie dort genügen die staatlichen Aufwendungen nicht, und die Vereinstätigkeit muß auch fernerhin helfend eingreifen. Wohl wird von den wenigen Fällen abgesehen, wo etwa persönliche Beziehungen zu überseeischen Gemeinden bestehen, wie in den Gustav Adolf-Vereinen der Hansastädte, auf regeres Interesse und Verständnis für die kirchliche Lage unserer überseeischen Diaspora kaum zu rechnen sein. Aber um so notwendiger ist es, daß dem Zentralvorstand in Leipzig alljährlich von den einzelnen Vereinen Beträge zur Verfügung gestellt werden, die für die überseeischen Gemeinden verwendet werden können. Die zehnmonatliche Reise, die der Generalsekretär des Zentralvorstands, Pfarrer Braunschweig, 1907/8 zur Erkundung der kirchlichen Verhältnisse in den deutschen evangelischen Gemeinden Südamerikas machte**), hat eine Unterlage ergeben, auf der eine gedeihliche Unterstützung der Ueberseegemeinden vorgenommen werden kann und muß.

---

*) Hingewiesen sei hier auf die neue Denkschrift: Bilder aus dem deutschen evangelischen Leben im Ausland. Entworfen im Auftrag des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses (Oktober 1908). Berlin, M. Warneck 1908. 70 S. Den deutschen Wandertrieb, wie er uns in dieser Denkschrift auf jeder Seite entgegentritt, mag folgende Stelle kennzeichnen: „Welches Bild bietet sich, wenn wir die Blicke auf die Dobrudscha mit ihrer teils aus Württemberg, teils aus Westpreußen stammenden von Südrußland herabgewanderten an altem evangelischen Gebrauch und Herkommen festhaltenden deutschen Bevölkerung lenken! Dörfer, die sich vorteilhaft von den benachbarten Niederlassungen der Rumänen oder gar der Tartaren unterscheiden." (S. 23.)

**) Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß das Referat über die evangelische Diaspora deutscher Zunge in Brasilien vornehmlich in Rio Grande do Sul in dem Bericht über die 60. Hauptversammlung zu Straßburg S. 108—132 beträchtlich ausführlicher gedruckt worden ist, als es in Straßburg selbst gehalten werden konnte.

3. Ausblick

Die weit ausschauende Rede, in der D. Pank auf der Hauptversammlung 1903 die Begrüßung der Versammlung durch den Bürgermeister der freien Stadt Hamburg beantwortet hat, darf als ein Programm gelten für die zukünftige Arbeit des Gustav Adolf-Vereins. Vielleicht wird Manchem, der nie den schwankenden Boden der Schiffe unter sich gefühlt hat, bei jenem Programm etwas ängstlich gewesen sein, wie denn auch gar nicht zu leugnen ist, daß sich die allermeisten Vereine nur sehr langsam mit jener neuen überseeischen Aufgabe befreunden. Das neue Arbeitsfeld kann erst allmählich mit dem Verein verwachsen, wenn Männer heimkehren, die drüben im geistlichen Amt gewirkt oder vielleicht als Laien Jahre lang in den Gemeinden gelebt und dadurch Gelegenheit gehabt haben, die dort vorhandenen Bedürfnisse kennen zu lernen.

Für die aber, denen die überseeische Diaspora zu fern liegt, ist bei uns genug und übergenug Gelegenheit sich zu betätigen. In den Industriegebieten des Westens entstehen über Nacht große Arbeitergemeinden, deren kirchliche Versorgung oft die größten Schwierigkeiten bereitet. In Oesterreich nimmt die evangelische Bewegung ihren Fortgang, auch wenn der zunehmende Theologenmangel manche Nöte bereitet. Von unseren Gegnern unermüdlich verleumdet, ist ihr jüngst ein ehrenvolles Zeugnis ausgestellt worden, als das Diakonissenhaus in Gallneukirchen zu berichten hatte, daß, während früher der Nachwuchs an jungen Schwestern aus den evangelischen Gemeinden Oberösterreichs kam, es jetzt die jungen Gemeinden Böhmens und Steiermarks sind, welche neue Arbeiterinnen in den Diakonissendienst senden.

Es ist dafür gesorgt, daß wir die Hände nicht in den Schoß zu legen brauchen. Rudolf Weil

---

Die Theologie der Christlichen Welt in Laienbeurteilung

Rede am 6. Oktober 1908 in Eisenach gehalten

Das letzte Ziel jeder Theologie, also auch der der Christlichen Welt, ist, so meine ich, die Frömmigkeit zu heben, christlich gesprochen, das Reich Gottes in den Herzen der Menschen und somit auf Erden auszubreiten. Aber mit dieser allgemeinen, religiösen Bestimmung sind wir bereits am Ende der Gemeinsamkeit angelangt zwischen katholischer, altprotestantischer und freichristlicher Theologie (welches doch die Theologie der Christlichen Welt ist). Schon erhebt sich der fundamentale Unterschied — und auf ihn baut sich meine folgende Kritik auf —, daß die überlieferten Kirchen (die katholische in ausgesprochener, der Altprotestantismus in weniger konsequenter Weise) von ihrer Theologie nur verlangen, daß sie den überlieferten Glaubensschatz mit den Mitteln der Wissenschaft aufputzen und nach außen verteidigen, während die Theologie der Christlichen Welt, als eine echte Wissenschaft, für sich den Anspruch erhebt, ohne Rücksicht auf das eventuelle Resultat, also in völlig freier Weise, die modernen Forschungsmethoden gebrauchen zu dürfen — freilich in der Ueberzeugung, daß hierdurch der christlichen Religion nicht geschadet, sondern nur genützt werden kann. Man muß der Theologie der Christlichen Welt, bevor man sie tadelt, das Zeugnis ausstellen, daß ihre Männer dieser Aufgabe in echtem Protestantismus, d. h. mit großem Mut und Freimut, obgelegen haben und noch obliegen. Man darf aber andererseits auch nicht verkennen, daß ihren Anhängern auf den Universitäten relativ geringe Schwierigkeiten in den Weg gestellt werden. Weder besteht für die Dozenten die Verpflichtung auf bestimmte Bekenntnisformeln, noch wird ihre Berufung lediglich von ihrer sogenannten „Richtung" abhängig gemacht, wenngleich es auch hier nicht an Klagen fehlt, und — was das Wichtigste ist — sie besitzen volle Freiheit zu schreiben und zu sagen, was sie für nötig halten. Neben der theoretischen, rein wissenschaftlichen Aufgabe besitzt aber die moderne Theologie noch eine andere, praktische, welche sie — im Gegensatz zu der ersten Aufgabe — mit der katholischen und altprotestantischen Theologie teilt, nämlich: Diener der Kirche heranzubilden, Männer, die befähigt sind, den Geist Jesu im Rahmen der historisch gewordenen Institution zu verbreiten und wach zu erhalten. Auf welche Weise wird nun diese Aufgabe von Seiten der modernen Theologie erfüllt? Anders ausgedrückt: wie wird der unüberbrückbare Zwiespalt zwischen dem durch die freie Forschung geläuterten Glauben und dem mit noch tausend Schlacken behafteten Glauben der überlieferten Kirche zu überbrücken versucht? Hier beginnt das Dilemma, hier sitzt die offene Wunde am Leibe der modernen Theologie! In sie will ich den Finger legen.

Drei Versuche sind es, mit denen man den genannten Widerspruch zu verdecken hofft. Zunächst ist es der historische. Dem jungen Theologen wird an der Hand des Neuen Testaments und der bald 2000-jährigen Geschichte des Christentums gezeigt, wie sich die verschiedenen Auffassungen über die christliche Religion vom ersten Augenblick an, da die Saat Jesu in die Herzen der Jünger gelegt war, bis auf den heutigen Tag geltend gemacht haben und noch geltend machen. Es wird ein möglichst vollständiges Bild entworfen von den friedlichen Geisteskämpfen ebenso, wie von den blutigsten Auswüchsen des Fanatismus. Vor allem aber wird daran erinnert, wie oft Irrtum gegen Irrtum stand, und wie noch öfter der Kampf um die „wahre" Religion die eigentliche Religion des Christentums: die Religion der Liebe, des Dienens und Duldens vergessen ließ. So in das Licht des Zeitlich-Vergänglichen und Menschlich-Unvollkommenen gerückt, verblassen und sollen dem jungen Theologen alle Formen verblassen. Dem Gedanken soll die Alleinherrschaft gesichert werden, daß der Pfarrer statt des Kampfes um Bekenntnisse, Agenden und Katechismen Besseres zu tun habe, nämlich: den Geist Gottes zu predigen, überall zu helfen, zu stützen und zu versöhnen. Welcher fromme, junge Mensch ließe sich nicht von dieser herrlichen Aufgabe begeistern? Wer wollte auch nicht im Prinzipe zustimmen?! Aber wird damit tatsächlich der Zwiespalt zwischen der alten Form und dem neuen Inhalt überbrückt?

Der junge Theologe tritt hinaus in sein Amt und damit in die Welt der Realitäten. An allen Ecken und Enden stößt er an alte, veraltete Glaubensformeln, die er mit Pathos vortragen muß. Wie kann z. B. der junge Geistliche sich auf das Apostolikum verpflichten lassen? Wie kann er bei der Verkündigung des Glaubensbekenntnisses vom Altar herab die volle Ehrlichkeit sich bewahren? Kann er wirklich die Ausflucht würdig finden, daß er einige auf das Alter des Apostolikums hindeutende Worte voranschickt, um damit die bedingte Giltigkeit des Glaubensbekenntnisses festzustellen, oder aber daß er die in vielen Gegenden verlangte Aufforderung „nunmehr in Einigkeit des Glaubens zu bekennen" fortläßt, dann aber das „Ich glaube . . . glaube . . . glaube" eben doch in die Welt hinausruft? Muß er sich nicht in dem Gedanken beengt fühlen, daß mindestens eine große Schar seiner Zuhörer arglos annimmt, daß dem Verkündiger das verkündete Credo im vollen, buchstäblichen Sinne gilt? Wird der junge Geistliche bei diesem Gedanken nicht aus gequältem Herzen schreien mögen: Nein, so glaube ich nicht!? Und ferner, wie findet sich der Geistliche mit den Sakramenten ab, wenn er selbst den supranaturalen Glauben nicht besitzt? Wie kann er wiederum in voller Ehrlichkeit in einer orthodoxen Familie seines Pfarrspieles taufen und das Abendmahl geben? Während seine Gäste im Glauben an die „Heilstatsachen" Brot und Wein nehmen, oder das Kind über das Taufbecken halten, redet der Geistliche in einem anderen, innerlichen Sinne, aber doch mit einer so geschickten Wortsetzung, daß der ahnungslose Zuhörer den Unterschied nicht merkt. Und wie steht es mit den Weihnachts-, Charfreitags-, Oster- und Pfingstpredigten? — In Laienkreisen hat sich vielfach die Ansicht gebildet, daß die liberalen Prediger geborene Diplomaten seien! Die furchtbaren Schwierigkeiten, in die der moderne Geistliche fortwährend gerät — ich habe hier nur einige besonders krasse Beispiele gegeben —, sind mir übrigens von liberalen Geistlichen wiederholt bestätigt worden. (Von der Lage der Religionslehrer will ich hier ganz schweigen. Ihre Angstrufe sind zu bekannt, als daß ich sie zu wiederholen

brauchte.) Dabei ist die geübte Diplomatie noch nicht das Schlimmste. Den praktischen Theologen der Christlichen Welt mag es im allgemeinen gelingen, sich in einen Historismus hineinzuspinnen, der ihnen trotz aller anfänglichen Bedenken subjektive Wahrhaftigkeit im Amte ermöglicht. Allein die objektive Unwahrhaftigkeit bleibt, und damit verliert die Kirche in weiten Kreisen des Volkes ihr Ansehen und ihre Führerrolle. Nicht historischer Sinn ermöglicht diesen schmählichen Frieden, gerade er sollte zur Erkenntnis der bestehenden Unerträglichkeiten führen; sondern ein falscher Historismus ist es, den man nicht scharf genug bekämpfen kann. Wenn es wahr ist, daß uns noch „so Viel" mit der Orthodoxie verbindet, nun gut, so soll man doch das „Soviel" zur Grundlage in unserer Kirche machen! Das erscheint mir die unbedingt notwendige Forderung der freien Theologie um ihres Gewissens und um der ehrlichen Gemeinschaft in der Kirche willen. Eine prachtvolle Gelegenheit ergäbe sich für die Orthodoxie, auch ihrerseits zu zeigen, daß uns noch „so Viel" verbindet.

Ich komme zu dem zweiten Versuch, welcher von Seiten der Theologie der Christlichen Welt gemacht wird, um den unüberbrückbaren Zwiespalt zwischen dem Glauben der freien Forschung einerseits und dem enggebundenen Glauben der Kirche andererseits doch zu überbrücken. Ich will ihn den Mystizismus nennen. Mit ihm wendet man sich vornehmlich an die Laien. Es ist bekannt, daß schon die historische Betrachtung, von der wir vorhin sprachen, dazu führt, das innere Leben und Erleben als den eigentlichen Kern des Christentums zu erkennen. Um wieviel mehr führt dazu die Analyse des individuellen Glaubenslebens. So nehmen denn heute mehr, als sonst, edle Geister ihre Zuflucht zur Mystik, damit dem Kampfe der Konfessionen und Weltanschauungen entfliehend. Es ist hier ebenso wenig die Mystik selbst, die ich tadle, wie dort der historisch-kritische Sinn. Hier, wie dort mache ich nur gegen die Entartung in der Betrachtungsweise Front. Sie kennzeichnet sich durch Scheu vor rücksichtsloser Wahrhaftigkeit, durch Flucht vor jedem ernsten Kampfe. Wir dürfen nicht in halben und dunklen Worten von der christlichen Religion reden, soll sie ihre gemeinschaftsbildende Kraft behalten, wollen wir sie gar reinigen von abergläubischen Vorstellungen des Mittelalters, und wollen wir ihren Inhalt in das moderne Weltbild hineingießen. Wir müssen Glaubensformeln finden und aussprechen, die unserem heutigen christlichen Denken und Fühlen entsprechen, und diesen Formeln allgemeine Anerkennung zu verschaffen trachten. Damit werden wir auch endlich positive Theologie treiben. In unserer Zeit der Preßfreiheit ist auch der letzte Laie mit dem sogenannten Gifte moderner Weltanschauungen infiziert. Er hat einen Hauch vom modernen Denken verspürt. Nun steht er im praktischen Leben ohne Zeit und meistens auch ohne Fähigkeit, die auf ihn einstürmenden Zweifel zu überwinden. Das alte Weltbild ist ihm zerschlagen, das neue wird vom Prediger nur mit Vorsicht angewandt, im allgemeinen wird umgedeutet und geheimnißt. Da tritt denn eine Generation auf den Plan, die unklar ist in ihrem Gefühlsleben und indifferent zum Erschrecken. Zum Ueberfluß wird die Indifferenz noch Toleranz genannt! Der Gipfelpunkt der Kultur scheint Solchen erreicht zu sein! — Sie werden die Klage des Vorsitzenden des Gustav Adolf-Vereins in Straßburg vernommen haben, wie er von einem heranwachsenden Geschlechte sprach, das auf dem Standpunkt steht: ob Katholizismus oder Protestantismus, ist gleich. Man wende auch nicht ein, daß es noch nicht gelungen sei, erschöpfende Formeln für unseren Standpunkt zu finden, daß die Zeit dafür nicht reif sei. Wer sich vor einem klaren Bekenntnis scheut, weil in jedem Wort, auch dem feinst geschliffenen, noch ein Rest von Gedankeninhalt ungesagt bleibt, verkennt die von einer positiven Stellungnahme ausgehende Wucht und Wirkung, verkennt die Macht der geschichtlichen Entwicklung, welche für eine rechte Interpretation des Wortes sorgt, sofern nur feste und starke Persönlichkeiten hinter dem Worte stehen; wer also kleinmütig denkt, wird niemals Formeln finden. Der Mut, nicht das Wort, mangelt in solchen Fällen. Der Mut, noch richtiger: der Glaube!

Neben den Fehlern des Historismus und Mystizismus besitzt die moderne Theologie noch einen dritten Fehler, auch er geboren aus dem Verlangen, den alten und den neuen Glauben zu versöhnen. Ich bezeichne ihn als Utopismus und sehe in ihm sogar den Grundfehler der Theologie der Christlichen Welt. Soll ich ihn näher beschreiben, so muß ich wieder von der gesunden Quelle ausgehen. Es ist der deutsche Idealismus, der Gedanke, daß die Geschichte der Menschheit ein ewiges Fortschreiten zu höheren, reineren Zielen, ja zu Gott hin, bedeutet; der Gedanke, daß der Mensch sich auf die Dauer der Wahrheit nicht entziehen kann, so daß es nur nötig ist, die Fackel der Wahrheit anzuzünden und über die Menge emporzuheben. Wer hätte nicht auch unter dem Zauber dieser Lehre gestanden?! Man kann wohl sagen, daß es um die Menschheit schlecht bestellt wäre, wenn jemals der Idealismus erstürbe. Und doch bedarf er der Ergänzung, der Einschränkung, soll er nicht eben zum Utopismus führen. „Dicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen," so singt mit Recht der Dichter. Hätte die christliche Idee im früheren Mittelalter gesiegt ohne die machtvollen Organisationen der katholischen Kirche? Hätte der Protestantismus sich sein Recht verschaffen können ohne die kraftvolle Unterstützung der staatlichen Obrigkeiten? Wäre die Emanzipation des dritten und vierten Standes möglich gewesen ohne Kampf gegen die festgewurzelten sozialen Anschauungen? Keine große Idee hat allein durch sich selbst gesiegt, überall setzte sie sich durch nur durch offenen und bewußten Kampf. Das Gesetz der Trägheit herrscht nicht bloß in der materiellen Welt; stets galt es Veraltetes beiseite zu schieben, zu überwinden. Und wo das nicht geschieht, wo immer von neuem versucht wird, gleichsam in das alte Haus hineinzuschleichen wie der Dieb in der Nacht, da wird statt einer Generation von Glaubenshelden ein müdes Geschlecht herangezogen, auf das schließlich die alte Last mit doppelter Schwere zurücksinkt. Die Orthodoxie beginnt sich immer fester zu organisieren, im Protestantismus nicht weniger, als im Katholizismus, in der Kirche nicht weniger, als im Parlament. Daneben erhebt der Unglaube immer stärker sein Haupt. Auch er organisiert sich in Vereinen und in der Sozialdemokratie und wächst ständig an Macht. Wenn diesen Strömungen unserseits nichts Gleichwertiges entgegengestellt wird, wenn nicht von uns Organisationen mit jugendfrischer Begeisterung und mit bekenntnisfreudigem Sinn geschaffen werden, so wird unsere verheißungsvolle Bewegung trotz allem Idealismus ein trauriges Ende nehmen. Nun verlange ich nicht von den Universitätstheologen, daß sie Bekenntnisorganisationen schaffen sollen. Sie sind ihrem Berufe nach Theoretiker. Ihre Arbeit gedeiht nur in der Stille. Was ich aber von der Theologie der Christlichen Welt verlange, ist größeres Verständnis für die praktischen Forderungen der Zeit: historischen Sinn, aber keinen Historismus; metaphysisches Verlangen, aber keinen Mystizismus; idealen Geist, aber keinen Utopismus. Dann wird auch in den religiösen Kämpfen der Gegenwart die Mithilfe der Laienwelt der modernen Theologie nicht länger versagt bleiben, deren Ausbleiben so gern für die Schäden unserer Kirche verantwortlich gemacht wird.

v Stegmann

Verschiedenes

Die Neuregelung der Behandlung von Lehrfragen in der Preußischen Landeskirche.

Durch eine Vorlage, die das Kirchenregiment der Preußischen Landeskirche den Provinzialsynoden der beiden westlichen Provinzen gemacht hat, erfährt die Oeffentlichkeit zum ersten Male Authentisches über die schon seit längerem angekündigte „kirchengesetzliche Neuregelung des Verfahrens bei Beanstandung der Lehre der Geistlichen."

Man muß dem Preußischen Oberkirchenrat lassen, daß er seit Jahren eine rege Tätigkeit entfaltet: unmittelbar nach Abschluß des großen gesetzgeberischen Werkes, das die bisher bestehenden wirtschaftlichen Nöte der Kirche zum guten Teile behoben hat, ergreift er die Initiative in einer Frage, die das innere Leben der Kirche aufs tiefste berührt. Zweifellos in der Absicht und Hoffnung, durch sein Vorgehen einen der schlimmsten Schäden, wenn nicht zu heben, so doch zu lindern, nämlich die Linie zu finden, auf der in Fällen der Beanstandung der Lehre von Geistlichen den Rücksichten auf den Bestand der kirchlichen Gemeinschaft gleiches Recht zu teil wird, wie den Forderungen

der Billigkeit gegen den einzelnen Geistlichen und den Grundsätzen evangelischer Freiheit. Die Vorlage beabsichtigt, alle Klagen über „Irrlehren", Einsprüche gegen die Lehre eines zum Pfarramt Designierten, Anfechtungen gegen die Berufung eines sonst zum geistlichen Amte Anstellungsfähigen wegen Mangels an Uebereinstimmung mit dem Bekenntnis der Kirche, auch im Punkte der Gaben und des Wandels, wenn sie mit der Lehre zusammenhängen, der disziplinarischen Behandlung zu entziehen. Damit ist endlich anerkannt, daß es in der evangelischen Kirche ein Vergehen falscher Lehre nicht geben kann, abgesehen von einer Herabwürdigung des Bekenntnisses und der Ordnungen der Kirche, — ein warm zu begrüßender Fortschritt. Es schwindet damit auch der Begriff der „Irrlehre", und es soll sich fortan nur noch darum handeln, „die sachliche Ungeignetheit eines Geistlichen für eine weitere Wirksamkeit in der Landeskirche" festzustellen, statt ein Urteil über das wissenschaftliche und religiöse Recht einer vorgetragenen Lehre abzugeben. Dabei soll Geistlichen, zu deren Schaden etwa eine derartige Feststellung ausfällt, „in weitem Umfange eine Versorgung sowohl für ihre Person wie für ihre etwaigen Hinterbliebenen gewährt" werden. Diese Feststellung wird einem Spruchkollegium überwiesen, das als innappelable Instanz gedacht ist. Es soll zusammengesetzt sein aus 13 Mitgliedern: 4 Mitgliedern des Oberkirchenrats, zwei Juristen und zwei Theologen, darunter der Präsident und die Vizepräsidenten, 2 vom Könige zu ernennenden Professoren der Theologie, dem zuständigen Generalsuperintendenten und je 3 von der Generalsynode und der zuständigen Provinzialsynode erwählten Mitgliedern.

Es fällt uns nicht ein, in diesem Stadium der Sache ein Urteil über die Einzelheiten der in Aussicht gestellten Vorlage abzugeben. Ein solches ist auf den bisherigen Unterlagen auch kaum möglich, denn die Mitteilung des Oberkirchenrats an die westlichen Synoden läßt eben soviel Fragen offen, als sie löst. Wir begnügen uns zunächst, unsrer Befriedigung Ausdruck zu geben, daß das Unhaltbare und Verletzende der bisherigen Lage anerkannt und ein Weg beschritten ist, der eine wesentliche Besserung und eine würdigere Behandlung dieser zarten Dinge verspricht. Es ist das Verdienst von Wilhelm Kahl, diesen Weg gewiesen zu haben, — wir haben schon früher unsre Zustimmung erklärt.

Aber Alles hängt hierbei an der Ausführung. Deuten wir einige Schwierigkeiten an! Der Oberkirchenrat verspricht, daß dem Feststellungsverfahren eine seelsorgerliche Behandlung des beteiligten Geistlichen vorangehen und letzterem in dem Verfahren in weitestgehender Weise Gelegenheit zur Vertretung seines Standpunktes geboten werden soll. Hoffentlich wird ihm dazu gestattet werden, nicht nur selbst seine Aussprüche (denn nur um solche, nicht um Meinungen, die bloß vermutet und herausgefragt werden, darf es sich handeln) zu begründen, sondern sich dabei auch eines Beirats, und zwar nach seinem Belieben eines juristischen oder theologischen, zu bedienen. Hoffentlich wird auch im Gesetz festgestellt, daß jede Anrede und Behandlung als Angeklagter zu vermeiden ist. — Der Oberkirchenrat lehnt eine Vertretung der beteiligten Lokalgemeinde im Spruchkollegium ab. Die Gründe dafür sind durchaus erwägenswert. Die Vertreter dieser Forderung übersehen zu leicht, daß ihre Erfüllung den beteiligten Geistlichen genau ebenso gut in eine ungünstige wie günstige Lage bringen würde. Wenn der Deputierte der Gemeinde gegen den Geistlichen auftritt, wie dies so oft der Fall ist, wo Gemeinden gegen Patronatsberufungen Einsprüche erheben, müßte dies die Wagschale außerordentlich zu seinen Ungunsten belasten. Außerdem sind die große Mehrzahl der Gemeinden schwerlich in der Lage, einen der Sache gewachsenen Vertreter zu entsenden. Wir glauben also, daß man sich begnügen darf — wie der Oberkirchenrat plant — die Lokalgemeinde bei den Vorermittlungen eingehend zu hören. Nur muß eben dies Recht der Gemeinde, gehört zu werden, festgelegt werden, auch die Entsendung eines Vertreters, der zwar nicht mit entscheidet, aber mündlich vor dem Spruchkollegium die Auffassung der Gemeindekörperschaften über den Geistlichen und die Urheber der Einsprüche darlegen kann, offen bleiben. — Sehr glücklich scheint uns die Zuziehung von zwei Professoren und ihre Berufung durch den König: „um auch den Schein einer Auswahl nach Parteirücksichten oder einer Bindung der Berufenen an Parteiprogramme zu vermeiden." — Bedenklich aber ist, abgesehen von der dadurch herbeigeführten Größe des Spruchkollegiums, die starke Beteiligung der Provinzialkirche an der entscheidenden Instanz. Wie das Interesse der Rechtseinheit und der einheitlichen Auslegung des Bekenntnisses gewahrt werden soll, wenn nicht weniger als vier Mitglieder des Kollegiums wechseln, ist uns ganz schleierhaft. Die Folge muß sein, daß die Sprüche verschieden, ja entgegengesetzt fallen, je nachdem aus welcher Provinz der Geistliche stammt. Und dabei soll der Zweck des Spruches doch sein, die Ungeeignetheit des Geistlichen für eine fernere Wirksamkeit in der Landeskirche festzustellen. Diese Zweckbestimmung müßte jedenfalls dahin erweitert werden, daß das Kollegium auch bloß auf mangelnde Eignung für ein einzelnes bestimmtes Amt erkennen könnte. Wenn nun vollends die Anrufung des Kollegiums vom Provinzialkonsistorium ausgeht, wird dann nicht in dem „zuständigen Generalsuperintendenten" der Ankläger zum Richter bestellt? Um den Einfluß von Parteirücksichten noch mehr auszuschalten, schiene auch wünschenswert, die Deputierten der Synoden auf Lebenszeit zu bestellen, damit sie nicht etwa von der nächsten Synodalversammlung durch Nichtwiederwahl für ihr Votum gestraft werden können und klar zum Ausdruck kommt, daß sie für ihr Votum Niemandem als ihrem Gewissen verantwortlich sind. Absetzbare Richter können nicht volles Vertrauen haben.

Die wichtigste Frage aber ist in der vorliegenden Auskunft des Oberkirchenrats noch gar nicht berührt. Nämlich, wer denn berechtigt sein soll, das Spruchkollegium anzurufen? Soll dieses selbst das Recht der Initiative haben, wenn z. B. eine schriftstellerische Veröffentlichung oder eine öffentliche Kundgebung des Geistlichen seinen Mitgliedern bedenklich erscheint? Oder soll es nur auf Anrufen des Oberkirchenrats oder der Konsistorien in Tätigkeit treten? Und wie ist die Vertretung der Anfechtung vor dem Spruchkollegium gedacht? Soll jedes einzelne Gemeindeglied auch ferner das Einspruchsrecht gegen die Wahl eines Pfarrers und das Recht der Anklage eines im Amt stehenden haben, wie dies bisher in den alten Provinzen rechtens ist, und das Spruchkollegium zu einem Spruch zwingen können? — Unsers Erachtens ist das ein Punkt von außerordentlicher Bedeutung. Dieses Recht bedürfte dringend einer Einschränkung, sei es durch Festsetzung einer Mindestzahl von Beschwerdeführern, sei es durch andere Erschwerung des Beschwerdeweges, um den Geistlichen vor frivolen Anfechtungen zu schützen. Wenn z. B. feststeht, daß die Beschwerdeführenden von dritter Seite aufgehetzt sind, daß sie wohl gar in die Wahlpredigt eines designierten Geistlichen mit dem ausgesprochenen Vorsatz gegangen sind, Stoff zu einer Einsprache zu finden, so wäre es doch zu viel verlangt, daß derartige künstlich gemachte Einsprüche den ganzen Apparat des Spruchkollegiums sollten in Bewegung setzen dürfen. Und nicht nur die Geistlichen, sondern auch die Gemeinden sind hiergegen zu schützen. Das Recht Einzelner, sich gegen den ausgesprochenen Willen einer Mehrzahl der Gemeindeglieder aufzulehnen, hat schon viel Verbitterung und Unfrieden heraufgeführt. Wir meinen, daß sich die Regelung dieser Sache nicht umgehen läßt, wenn die Lehrdifferenzen wirksam ihres die Leidenschaften erregenden Charakters entkleidet werden sollen.

Fragen genug, um das endgültige Urteil aufzusparen und dem Entwurf des Kirchenregimentes mit Spannung entgegenzusehen.

Erich Foerster

Zu dem Artikel: Jesus „ein Gott" in Nr. 33 ging uns ein Brief zu, den wir samt einem Briefe des Verfassers — unter Weglassung nur der Höflichkeiten — hiermit vorlegen:

Düsseldorf, 4. September 1909

Von einer Ferienreise heimgekehrt, finde ich erst jetzt Nr. 33 der Christlichen Welt vor und in ihr den Aufsatz D. Kattenbuschs, der sich mit einem von mir verfaßten Artikel oder, genauer gesagt, mit einem Worte vornehmlich aus diesem Artikel beschäftigt. D. Kattenbusch wirft mir mangelhafte Kenntnis der Dogmengeschichte vor, da ich von der Frage gesprochen habe, „ob Jesus ein Gott ist oder nicht."

„Keinem Christen", erklärt D. Kattenbusch, „ist Jesus ‚ein Gott'". Allein, ist nicht einem Christen zum mindesten Jesus doch das gewesen? Dem Evangelisten Johannes ist Jesus „ein Gott" — wie Jülicher es prägnant ausdrückt: „nur ‚ein Gott', während der Vater ‚Gott' bleibt." Diese Christologie hatte ich im Auge, als ich den von D. Kattenbusch beanstandeten Satz schrieb. Und daß ich gerade diese Form für meine Frage wählen durfte, macht der Aufsatz D. Rades begreiflich, auf den sie sich bezog. Denn dieser stellt „den ewigen heiligen unsichtbaren Gott, der uns aus den Augen schwindet, und Jesum, seine Wahrheit und seine Wirklichkeit", ich möchte sagen: in johanneischer Weise, gegen einander. Durfte da die Frage, die sich hieran knüpfte, nicht den johanneischen Gedankengang auch aufnehmen?

Die Kritik braucht das nicht zu billigen. Aber sie sollte es nicht von oben herab mißverstehen, es nicht so verkennen, daß mir dazu noch die Oberflächlichkeit beigemessen wird, ich sähe in der Trinitätslehre nur einen Tritheismus. D. Kattenbusch mag es mir glauben, daß das religiöse Geheimnis, die Glaubenspoesie, die in der Trinitätslehre ihren Ausdruck suchte, mir aus der Geschichte des christlichen Dogmas nahegetreten ist und auch aus der Vergangenheit des Judentums, dessen Mystik zu einem entsprechenden Begriff einmal gekommen ist.

Da ich für diese Berichtigung um Erlaubnis bitte, möchte ich gleichzeitig ein Wort anfügen über die in dem gleichen Heft Sp. 787f enthaltene Bemerkung, daß „für die überwiegende Mehrzahl der konservativen Juden auch heute noch die Christen einfach Heiden, Götzendiener" seien. Diese Vermutung ist durchaus irrtümlich, sie beruht auf einer Verwechslung der Termini „Akkum" und „Gojim". Kein Jude, auch kein konservativer des Ostens, sieht in den Christen Götzendiener.

Dr. L Baeck, Rabbiner

Halle, 10. Sept. 1909

Schon in meinem Aufsatze selbst habe ich hervorgehoben, daß ich mich nur freue, wenn ich zwischen Christen und Juden religiöse Berührungspunkte sehe. Hätte Herr Dr. Baeck in seinem Aufsatze „Die Umkehr zum Judentum" irgendwie erkennen lassen, daß er für die religiöse Schätzung der Person Jesu, die das Christentum hegt, sei es von der Dogmengeschichte, sei es von der Art der Religion selbst aus, Verständnis habe, so hätte ich meinen Aufsatz überhaupt nicht geschrieben; denn um Streit ist es mir gar nicht zu tun. Aber sein Aufsatz war für mich gerade dadurch irritierend, daß er Sätze enthielt, die ich nicht anders zu verstehen vermochte, als daß er die christliche Glaubensanschauung von Jesus, die kirchliche Christusverehrung (Gebet zu Christus) für Polytheismus halte. Ich freue mich sehr, aus seinem Briefe an Sie zu sehen, daß ihm das fern liege. Wenn er an eine Ausführung von Jülicher über den Evangelisten Johannes dachte, indem er die Frage darauf richtete, ob Jesus (sogar) für Sie „ein Gott" sei, so hätte er sagen mögen, daß er von Jülicher her zu wissen meine, das Neue Testament

jedenfalls Johannes halte Jesus für „einen Gott“. Dann hätte er meinetwegen voraussetzen mögen, daß es Christen gebe, denen Jesus „ein Gott“ (an einer vorhergehenden Stelle sagt er: „eine Gottheit“) sei. Wenn er annimmt, daß Jeder eine Anspielung auf Jülichers Deutung der Johanneischen Christologie ohne weiteres verstehe, so finde ich das bei aller aufrichtigen großen Hochschätzung, die ich für den trefflichen Marburger Exegeten habe, wunderlich. Keinesfalls ist Jülichers Interpretation des Johannes theologisches Gemeingut unter uns, und daß gar die Idee von Jesus als „einem Gotte“ die in der Dogmengeschichte wirksame sei, will Herr Dr. Baeck, wie es nach seinem Briefe scheint, selbst nicht behaupten. Uebrigens bemerke ich noch, daß Herr Dr. Baeck auch nicht gerade das Richtige trifft, wenn er die kirchliche Trinitätslehre sich als „Glaubenspoesie“ vergegenwärtigt. Das Athanasianum, diese Formel, ist ein carmen, sein Gedanke aber ist jedem kirchlichen Christen sehr etwas Anderes als „Poesie“.

F Kattenbusch

Da ich insofern persönlich beteiligt bin, als Herr Rabbiner Baeck in seinem Artikel ausdrücklich auf mich exemplifiziert hat, sei mir ein kurzes Nachwort gestattet. Ich stehe durchaus noch zu dem Christusglauben, über den Herr Dr. Baeck sich verwundert und den Kattenbusch verantwortet hat, ehe ich den Artikel des Herrn Baeck noch gelesen hatte. Ich acceptiere auch die Wiedergabe, die Johannes Blankenburg in seiner Schrift „Für den Christusglauben!“ (Gotha, Perthes) in so sympathischer Weise meiner Stellung in diesem Stücke widmet, und danke ihm dafür, ohne ihm noch weiter entgegenkommen zu können. Wir werden binnen wenig Tagen in Eisenach über denselben hohen Gegenstand verhandeln, deshalb verzichte ich jetzt auf weitere Erörterung.

Was aber unser ganzes Verhältnis zur jüdischen Theologie anlangt, so bin ich in der Tat der Meinung, daß wir sie nicht länger so ignorieren dürfen. Gleichviel, was bei näherer Beschäftigung mit ihr herauskommt. Es ist doch auffallend und nicht in der Ordnung, daß wir in Deutschland, nachdem wir seit dreißig Jahren uns mit Juden und Judentum aufs leidenschaftlichste befaßt haben, über die jüdische Theologie und jüdische Religion von heute nicht nur ganz ungenügend unterrichtet sind, sondern nicht einmal die Mittel und Wege kennen uns darüber besser zu unterrichten. Die Christliche Welt wird, wie schon angekündigt, zum mindesten eine Zeit lang versuchen, darin Abhilfe zu schaffen.

Endlich habe ich für den Artikel zu quittieren, mit dem kein Geringerer als Samuel Keller den von Dr. Baeck gesponnenen Faden weiter gesponnen hat. Im Reich Nr. 214. Wie verständnislos und tendenziös! Ich gestehe, daß ich von Keller Andres erwartet hätte. Auch die Kreuzzeitung Nr. 354 und der Reichsbote Nr. 183 haben sich des Falles bemächtigt und nehmen Dr. Baeck zum Zeugen für die Rückkehr des „liberalen Protestantismus“ zum „Judentum“. Ich weiß nicht, ob Herr Rabbiner Baeck Genugtuung darüber empfindet. Uns kann diese ganze Fragestellung nur recht sein. Der Verwandtschaft mit dem Judentum schämt sich kein Christ, der die Bibel kennt; zwischen der jüdischen und christlichen Theologie von heute aber ist durch die Geschichte eine gewaltige Kluft befestigt, und wäre man auf beiden Seiten so „liberal“ als denkbar. Wir wollen uns gerne einmal weiter darüber unterreden.

R

Kleine Mitteilungen. Leser, die von dieser Nummer an die Christliche Welt halten, können zur Vervollständigung des Artikels Jesus und Paulus die letzte Nummer des vorigen Quartals, soweit der Vorrat reicht, unentgeltlich direkt vom Verlag beziehen.

Der Artikel des Herrn Leutnant v. Stegmann und Stein stammt von unserer vorjährigen Eisenacher Tagung. Jedermann kann daraus ersehen, wie wir uns in der Tat auf unsern Zusammenkünften kritisch mehr mit uns selbst beschäftigen als mit Andern. Nachdem wir über die sogenannte „Theologie der Christlichen Welt“ und die „Laien“ in Nr. 38 einen Theologen gehört haben, mag nun ein Laie auch an diesem Orte zu Gehör kommen.

R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Dresden. Mittwoch 6. Oktober 8 Uhr bei Kneist, große Brüdergasse 2 Die Umwälzung in der Türkei und die Christianisierung des Orients. Pfarrer Stier-Alten.

Gießen. Mittwoch 20. Oktober 8 Uhr pünktlich Hotel Schütz: Ueber die religiöse Begründung des Menschheitsgedankens. Prof. Dr. Schoell aus Friedberg.

Plauen i. V. Freitag 8. Oktober 8 Uhr im Café Trömel, Oberstock: Luthers Bedeutung für die Kirche der Jetztzeit. P. Franke-Schöneck.

Versammlungskalender

4.— 7.	Oktober	Kongreß für Innere Mission Stuttgart
5.— 8.	„	Theologischer Ferienkursus Malente-Gremsmühlen (Holstein)
11.—15.	„	Missionswoche Herrnhut
18. 19.	„	Deutscher Evangelischer Kirchengesangverein Dessau
12. 13.	„	Theologischer Kursus Jena

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 37. Die römische Kirche in Deutschland. 3. bis 4. Stück — Die Landeskirchliche Versammlung der Freunde der Positiven Union — Die römische Kurie — Verschiedenes

Am 20. September entschlief sanft nach 6 tägiger Krankheit unsre innig geliebte Gattin, Tochter und Schwester

Frau Bertha Müller
geb. Kerler

Würzburg, 21. September 1909

Dr. Ottmar Müller, Nürnberg
Anna Kerler geb. Brater, Würzburg
Otto Kerler, München

Gesucht so bald als möglich nach **Marburg** zur Hülfe der Hausfrau ein **gebildetes junges Mädchen,** etwa 25 Jahre alt, das es versteht, mit Liebe und Interesse für ein 12 jähriges Mädchen zu sorgen. Anfragen unter **S M** erbeten an den Verlag.

Dame, Mitte vierzig, vorzüglich empfohlen, wünscht Stelle bei älterer Dame oder Herrn zur Pflege und Haushaltsführung.
Fräulein de Terra, Altmarrin bei Fritzow Bez. Köslin

Alkoholentwöhnung
zwanglos. Rittergut Nimbsch b. Sagan, Schlesien. Arzt. Prsp. fr

Universität Jena
Vorlesungsverzeichnis versendet kostenlos
Universitätsamt

Hauslehrer gesucht
Für 2 Gymnasiasten, Unterprimaner und Obertertianer, wird zur Beaufsichtigung und Förderung der Schulleistungen von jetzt bis Ostern ein **älterer Philologe** — energische Persönlichkeit — gesucht. Landaufenthalt in der Nähe von Essen a. d. Ruhr. Der größte Teil des Tags bleibt fürs eigne Studium. Gehalt 110 Mk. monatlich bei völlig freier Station. Nähere Auskunft durch **R. Zimmermann,** Pfarramtskandidat, **München,** St. Annaplatz 2/0 rechts.

Monsieur John Viénot, Pasteur à l'Oratoire du Louvre, Professeur à la Faculté de théologie protestante, et **Madame Viénot,** 83 rue Denfert-Rochereau, **Paris,** reçoivent dans leur famille un nombre restreint de **pensionnaires** désireux de terminer leur éducation à Paris. — Les plus hautes références.

Der Rheinisch-Westfälische Diakonieverein
für die evangelisch kirchliche und soziale Wohlfahrtspflege
bildet ernstgesinnte, evangelische Mädchen und alleinstehende Frauen mit höherer Allgemeinbildung im Alter von 20—30 Jahren unentgeltlich zur selbständigen Stellung als Diakonieschwester in der Gemeinde- und Wohlfahrtspflege aus. Während der Ausbildung bei guter Führung monatliches Taschengeld. Aufnahme 1. Oktober und 1. April.
Anfragen mit Rückporto zu richten an den Vorsitzenden des Vereins, Pfarrer **Heim** in **Lennep** (Rheinpreußen).

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 9

Vor Kurzem erschien:
Paulus und Jesus
von
Johannes Weiss
Geh. Kirchenrat, Prof. a. d. Univ. Heidelberg
Gr. 8°. 72 Seiten Mk. 1.50

Soeben erschienen:
Die Zustände in Nordschleswig
von
Johannes Tiedje
VIII und 135 Seiten. 1.30 Mark.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Voreinsendung von 1.40 Mk. direkt vom Verlag.
Verlag der Christlichen Welt, Marburg i. H.

Soeben erschien:
Kulturarbeit in Nordschleswig
Eine Entgegnung
von
A. Lorenzen
Preis 40 Pf.
Verlag von **Rudolf Martens** **Hadersleben**

Kuratorium sucht 40 bis 50 jährigen Pfarrer, **guten Kanzelredner.** Noch zu bestimmende schriftliche Probepredigt Vorbedingung. Neben **freier Dienstwohnung (7 Zimmer)** werden **9000 Mk. jährl. Gehalt** gewährt. (1 Stunde von Berlin). Off. Kch. 292 Daube & Co. Charlottenburg, Spreestr. 46.

XXXV. Kongreß für Innere Mission

vom 4. bis 7. Oktober 1909 in Stuttgart

Montag den 4. Oktober. Eröffnungsgottesdienste abends 6 Uhr: Stiftskirche Prediger Prälat von Weitbrecht-Stuttgart; Hospitalkirche Pfarrer Kessler-Dresden — Eröffnungsversammlung abends 8 Uhr im Festsaal der Liederhalle. Ansprachen: Prälat von Weitbrecht, Direktor Spiecker-Berlin, Präsident des Zentralausschusses. „Die Innere Mission Deutschlands — ein Ueberblick über die in den letzten Jahren ihr gestellten Aufgaben" Pastor Scheffen-Berlin.

Dienstag den 5. Oktober. Erste Hauptversammlung vormittags 9 Liederhalle. „Wie bewahrt die Innere Mission ihre Eigenart bei den wechselnden und wachsenden Aufgaben?" Professor Wurster-Tübingen — Liturgischer Gottesdienst abends 8 in der Stiftskirche: Ansprache von Stadtdekan Keeser-Stuttgart.

Mittwoch den 6. Oktober. Spezialkonferenzen: „Diakonissen-Mutterhäuser und freiere Schwesternorganisationen" Kirchenrat Boeckh-Augsburg und Pastor Grossmann-Berlin-Zehlendorf 8 Uhr; „Wie gewinnt die Innere Mission die Männerwelt zur Mitarbeit?" Konsistorialpräsident Balan-Posen gleichzeitig; „Die Innere Mission und das Land" Pfarrer v Lüpke-Thalbürgel und Pfarrer Reischle-Hedelfingen vormittags 11; „Die Innere Mission und die Volkserziehung durch die Kunst" Superintendent Klingemann-Essen gleichzeitig — Abendgottesdienst um 6 Uhr Hospitalkirche Pfarrer Busch-Frankfurt a. M. — Freie Abendversammlung um 8 Uhr Liederhalle. „Stoecker und die Berliner Stadtmission" Stadtmissionsinspektor Pastor Braun-Berlin. „Charakteristisches aus der Inneren Mission Württembergs" Dekan Planck-Esslingen.

Donnerstag den 7. Oktober. Zweite Hauptversammlung 10½ Uhr Liederhalle. „Alte und neue Moral" Professor Seeberg-Berlin; Schlusswort des Vorsitzenden — Schlussgottesdienst 4 Uhr Stiftskirche Konsistorialrat Lahusen-Berlin.

Wohnungskommission Sekretariat der Evangelischen Gesellschaft, Stuttgart, Ob. Bachstr. 39. Programme können durch die Geschäftsstelle des Zentral-Ausschusses für Innere Mission, Berlin W. 30, Nollendorfstrasse 17, bezogen werden.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Soeben erscheint:

Die Heilige Schrift des Alten Testaments

in Verbindung mit Professor Budde in Marburg, Professor Guthe in Leipzig, Lic. Hölscher in Halle, Professor Holzinger in Stuttgart, † Professor Kamphausen in Bonn, Professor Kittel in Leipzig, Professor Löhr in Breslau, Professor Marti in Bern, Professor Rothstein und Professor Steuernagel in Halle übersetzt und herausgegeben von Professor D. E. Kautzsch, Professor der Theologie in Halle.

Dritte, völlig neugearbeitete, mit Einleitungen und Erklärungen zu den einzelnen Büchern versehene Auflage.

Lieferung 13/15 (dreifache Lieferung) **enthaltend Jeremia 36 bis Ezechiel,** nebst Titel zu Band I.

Subskr.-Preis Mk. 2.40

Die erste Lieferung erschien am 21. Mai 1908, die 13./15. Lieferung am 23. Sept. 1909: somit sind seit Erscheinen der Lieferung 1 in 70 Wochen 14 Lieferungen ausgegeben worden. Der Abstand von 5 Wochen pro Lieferung ist also genau eingehalten worden. Auch in Zukunft sollen die Lieferungen in einem Abstand von 5 Wochen erscheinen.

Mit der oben angezeigten dreifachen Lieferung gelangt der

erste Band

zum Abschluß.

Inhalt: 1. Mose bis Ezechiel

VIII und 952 Seiten Lexikon-Oktav. Mk. 12.—. Geb. Mk. 14.—.

Band II gelangt Herbst 1910 zum Abschluß. Voraussichtlich wird der Preis für das ganze Alte Testament nicht über 20 Mark betragen.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh

Neu! **Geschichte des antiken Sozialismus und Individualismus.** Von Prof. Dr. **H. Wolf.** 2,80 M., geb. 3,50.

Eine zeitgemäße Schrift. Verf. vergleicht die soziale Frage mit den Verhältnissen des Altertums, das oft über die Grundbegriffe des politischen Lebens Aufklärung bietet.

Christus und der Fortschritt. Eine Besprechung von Zeitfragen von **P. J. Burrell.** Uebersetzt von **Graf H. von Hallwyl.** 3 M., geb. 3,75 M.

Das Buch gehört zum Besten, das uns aus der Literatur Amerikas übersetzt worden ist. Es bietet goldene Aepfel in silberner Schale. **Friedensbote.**

Der „Lohn" in der alten Philosophie, im bürgerlichen Recht, besonders im Neuen Testament. Herausg. von P. Lic. Dr. **P. Kirchner.** 3 M., geb. 3,75 M.

K. ist eine Autorität auf dem Gebiete der Lohnfrage. Alle, die sich mit sozialen Problemen beschäftigen, werden sein Buch mit größtem Genusse lesen. **Positive Union.**

In einer gebildeten, wohlsituierten Familie können **2 Waisenkinder** (Mädchen) im Alter von 6—8 Jahren Aufnahme finden. Liebevolle Erziehung und gute Pflege zugesichert. — Pensionspreis 900 Mk. — Offerten erbeten unter **M. H.** an den Verlag.

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN IST ZU BEZIEHEN DER

Luther-Kalender

für das Jahr 1910.

Herausgegeben von D. Buchwald.

Mitarbeiter:

Propst D. Kawerau-Berlin; Geh. Kirchenrat D. Meyer-Zwickau; Professor Dr. Luther-Greifswald; Pfarrer E. Thiele-Magdeburg; Dr. E. Kroker-Leipzig; W. Köthke-Lübeck.

Preis Mk. 1.50.

H. HAESSEL VERLAG · LEIPZIG, ROSS-STR. 5—7.

Höhere Privatschule Halle i. Westf.

Sexta bis Obertertia mit 5 Lehrkräften, sucht zum 1. April 1910

2 cand. min., theol. oder phil.

als Klassenlehrer der Untertertia und Quarta. Gehalt 1800 Mk., angenehme Stellung, Zeit zum Selbststudium. Kündigung 2 Monate vor Ostern. Zeugnisse mit Meldung und Lebenslauf an

Chr. Frederking, Rektor

Soeben neu:

Kann auch ein Pastor selig werden?

Ernste Gedanken für Seelsorger und alle, die an anderen Seelen arbeiten

Von Konsistorialrat u. Superint. Dietrich Vorwerk

Durchaus nicht für Pastoren allein bestimmt! — Jeder, der als Vater oder Mutter, Lehrer, Laienprediger, Evangelist oder missionierender Christ seine Seele auf Händen trägt und auf andere Seelen einzuwirken sich verpflichtet fühlt, wird den gesamten Inhalt auch für sein eigenes Leben verwerten können, zumal alles Wirken an anderen immer auf die Sorge für die Seligkeit der eigenen Seele bezogen ist. — Preis eleg. brosch. 1,80 M.

Verlag des Hofbuchhändlers Fr. Bahn in Schwerin i. M.

Pilze Wer sich eingehend über deren verschiedene Arten, über Entwicklung, Verbreitung usw. unterrichten will, lasse sich das vorzügl. Buch von Professor Dr. W. MIGULA, „Allgemeine Pilzkunde" kommen (112 Seiten, 5 mehrfarbige Tafeln u. 26 Textbilder). **Taschenformat.** Zu beziehen durch jede Buchhandl. oder geg. Einsend. von nur **M. 1.10** für das geheftete, **M. 1.50** für das gebundene Buch franko vom Verlag **Strecker & Schröder, Stuttgart** — **K 20,** der auch gratis u. franko ill. Prospekt über die Sammlung „Naturwissenschaftl. Wegweiser" versendet.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu vier Beilagen: je ein literarischer Prospekt von den Verlagsbuchhandlungen Georg D W Callwey in München (Kunstwart); Greiner und Pfeiffer in Stuttgart (Der Türmer); L Oehmigke (R Appelius in Berlin) (Reform des Religionsunterrichts von Rektor Trarbach; und ein Prospekt der Firma Hug und Co. in Leipzig (Harmoniums)